

NACH UNSEREM ATEM

Mit freundlicher Unterstützung der Kulturabteilung der Stadt
Wien.



Erhard Löcker GesmbH, Wien 2024

Alle Rechte vorbehalten

Herstellung: bookpress.eu, Olsztyn

ISBN 978-3-99098-190-0

Sophie Reyer

NACH UNSEREM ATEM

Roman

Löcker

PROLOG

Das Ende ist der Anfang. Luise hat nichts als Erinnerungen. Ihre Mutter, Kind eines Alliierten aus dem 2. Weltkrieg, starb an ihrer Alkoholsucht. Und von ihrer Tochter, die sich zu Tode gehungert hat, sind nur ein paar Postings auf einer Essstörungs-Hotline geblieben. In etwa so:

»Day 13 of fast fat.

6lbs down. 20lbs to go in the next 5 weeks.

Too fat. Do I ring in sick to work tomorrow??

5lbs down. 21 to go. 5 weeks.

26lbs to lose. 6 weeks. All out.

Guilt trip by some posts. When I tried to be nice and positive.

Goodbye me. It's good.

Fuck it all.

I wish I had died last week.

Fuck it. Why bother posting. Fuck it all.

12lbs. 17 days.

Stomach ache is unreal.

785 calories today. The guilt is unreal.

My head is spinning. My thoughts. They're actually making me dizzy.

Going all out. 9 days. 10lbs.

I want to die. I can't do this. I am so fat. I need to talk to someone. I have no one.

I'm a bad anorexic. I'm fat. Should I just kill myself?

Admitted I have anorexia. I feel too fat for it. But I admit. I'm probably not well. I'm scared.

Alone. But that's ok. I need no one.

Back but cautious. Very cautious.

Forget me

Od 1. Me 0

Want to die.

Nothing left to say. I hope my things get deleted.

??????

I've deleted as many posts as I can and have requested threads to be deleted too so I don't trigger or upset anyone. Hope this helps.

I think I'm going to delete my account. This was a safe place for me but I realise I can't do what I've done. So I need to just go.

Really don't know what I've done that's so wrong. Others post. Why is it different when I do?

I'm a bit fkd. Aren't we all. I just give up. I can't.

Done with this shite.

499 calories today. Am I a high restricter now? I feel like I'm gonna get fatter.

Maybe suicide is the option I have been waiting for.

Everyone here is so thin. I am so fat. It's fucking embarrassing.

I dunno. Is suicide the way? Will I always be fat??

Wish this weight would sod off already! Sick of being fat.

When you're over 20,000 steps but your Fitbit buzzes at you to move. Love that.

To die or not. That is the question.

Periods suck. I'm so so bloated. And in pain. Hate them.

7lbs down in 2 days. Not bad. Another 13 to go this month.

Not really sure what my body is doing. Not mad tho!

I have no idea what I'm doing anymore.
Fat fat fat fat fat. I want to kill myself. What's the point in continuing?
Might be done.
Tired. Again.
Should I just kill my self?! Fat.
Can't stay awake for longer than a couple of hours. What's going on??
Bah.
FAT SLAG
Should I just kill myself?
I need someone.
What a bad day. I don't know why I can't pull it together.
And I don't know where to turn.
I do not deserve food.
Having a cold sucks. Draining my energy. Still gonna go for another walk tho.
Getting a bad cold. Making me feel 10x worse. Bah.
I do not need to purge 284 calories. Right?? I dunno. I am so fat I want to kms.
281 calories today. 50,000 steps. Got this. I won't be fat much longer.
Body aching. Feel sick. Super sleepy. But I need another 12,000 steps in.
Will drop 6lbs this week. Pushing myself
Today will be a good day: I will die.
Burned my hand again. And wanna do it over that again.
But it will fk it up more.
Am I going to lose eating a max of 999 calories daily??!«

1. TEIL: VON OBEN

1. Aller Anfang: Wolken über der Stadt

Sie verhängen unsere Tage, machen sie traurig oder weich – und man kann eine Menge an Tieren und Gegenständen in ihnen erkennen, wenn man viel Phantasie hat. Richtig: Die Rede ist von Wolken. Als physikalische Definition für eine Wolke wird gerne die Beschreibung verwendet, dass es sich bei ihr um eine Ansammlung sehr feiner Wassertröpfchen in Form von Nebel oder Eiskristallen in der Atmosphäre handelt. Wolken entstehen, driften und vergehen in den Strömungen der irdischen Atmosphäre in verschiedener Höhe sowie oft unterschiedlicher Stärke und Richtung. Windscherung nennt man das. Und tatsächlich: Der Wind schert sich. Er schert sich um das, was er umherpusten darf. Zumindest im Moment. Die Wolken schweben. Sie schweben über der Stadt, genau jetzt, wo es Tag wird. Nie kann man zweimal in denselben Fluss steigen, und auch denselben Himmel wird man nicht zweimal sehen. Sina blickt aus dem Fenster und überlegt. Conny geht in die Arbeit, die Mütze über den Kopf gezogen. Konstantin sind die Wolken egal, er sitzt vor dem Computer und rettet die Welt. Luise zieht sich ihre Stöckelschuhe an. Sie alle sind. Die Wolken sind, die Menschen sind, die Stadt ist.

Alles beginnt mit Wassertröpfchen, die sich um einen Kondensationskern herum anordnen – jeden Tag. Wasser ist Leben. Doch damit nicht genug: Eine besonders spezifische Feuchtigkeit ist außerdem notwendig, damit daraus Wolken werden: Sie muss die Feuchtigkeit der Luft

geringfügig, also um höchstens ein Prozent, übersteigen. Diese minimale Verschiebung kann entweder durch Abnahme der Temperatur der Luft beim Aufsteigen (Thermik, Aufgleiten an anderen Luftschichten, am Berghang) oder beim Durchmischen zweier Luftmassen von Statten gehen. Durch den Prozess der Kondensation wird eine Kraft des Wassers, genannt Kondensationsenthalpie, frei, wodurch das Abkühlen der Luft bei weiterem Aufsteigen immer geringer wird. Dieser Prozess ermöglicht es der Luft, in die höchsten Höhen zu steigen. So wie Sinas Gedanken in die Höhe steigen, wenn sie aus dem Fenster blickt.

Ist die Luft ruhiger und weist außerdem nur wenige Kondensationskerne auf, kann es zu einer Übersättigung mit Wasserdampf kommen. Ähnlich übersättigt ist Luises Kopf mit Bildern und Ideen davon, was Frau- und Muttersein heißt. Er ist so übersättigt, dass er nicht registriert, wie eigentlich die Luft nach ihm ruft, wie die Winde ihn und seine lärmenden Gedanken streicheln wollen. Luise geht und sie hat das Leben satt. Denn sie ist zu voll mit sich, aber das weiß sie im Moment gar nicht, maximal fühlt sie es vage, wie eine bedrückende Hintergrundmusik. Denn Luise ist zu beschäftigt: Nun gilt es erst einmal, Essen für die Kinder einzukaufen. Jedenfalls: Die Wolken sind ihr ähnlich, sie werden von Anderem durchtränkt. Obwohl der relative Wassergehalt deutlich mehr als hundert Prozent beträgt, geschieht hier jedoch noch keine Kondensation. Erst, wenn er weiter gestiegen ist, wird dieser Prozess erreicht. Inzwischen hat Conny auch etwas erreicht, nämlich seine psychotherapeutische Praxis.

»Kalt«, murmelt er, dreht die Heizung an und kramt in seiner Manteltasche nach einer Zigarette. Dann sieht er aus

dem Fenster und stößt einen leisen Pfiff aus. Es regnet. Doch Regen ist nicht alles, was die Wolken zu bieten haben. Zudem können sich bei einer Lufttemperatur unter minus zehn Grad Celsius an den Kondensationskernen Eiskristalle, sogenannte winzige Schneeflocken, bilden, was man mit dem Begriff »Resublimation« bezeichnet.

»Scheiß Kälte«, sagt auch Mina in demselben Moment zu sich selbst, während sie zu ihrer Arbeit ins Krankenhaus geht.

»Und jetzt beginnt es auch noch, zu schneien!«

Sie legt den Kopf in die Schräge und blickt in den Himmel. Wolken, Wolken, Schnee. Schon ist alles in Weiß. Das Leben eine undurchsichtige Wehe. Welt in Federn, denkt Mina. Die Bäume, Fichten und Tannen am Rande der Stadt, unter der Last des Schnees gebeugt, sind in die Schlafgrätsche gegangen. Nichts als ein Haufen Flaum ist diese Welt, denkt Mina, als sie am Portier vorbei streift. Der Gang ist lang, die Räume steril. Das Krankenhaus hat eine seltsame, dunkle Atmosphäre. Zone des Schattens, wo Gesetze von Tod und Leben herrschen. Hier sind alle dem Sterben ausgesetzt. Gleich sehen die Menschen aus, die in ihren Masken an Mina vorbeiziehen, auf Liegen, oder gehend, mit Infusionen, die sie hinter sich schleifen, oder in weißen Kitteln. Diese Augen, die von innen her glühen! Mina kann einfach nicht wegsehen. Wir messen die Tage des Lebens mit dem Maß des Todes, denkt Mina. Sie atmet so tief, dass ihre Rippen zu vibrieren scheinen. Mina schluckt.

Hier herrscht das Räderwerk des Leides. Die ewige Mühle Krankheit: Sie mahlt, mahlt. Mina blickt die Patienten um sich herum an, und die Welt scheint zu bröckeln. Die Wände werden eine Landschaft, die sich auflöst. Überall Brachland

in Rissen, die Falten gleichen. Auch in den Gesichtern, die vorbeigehen. Nur die Reichen haben keine Falten, denkt Mina.

»Wir haben wieder jemanden mit Pillen eindämmen müssen, weil er sein Zimmer verlassen wollte«, sagt ein Kollege im Vorübergehen.

Mina nickt. Wer wohl heute sterben wird? Denkt sie und seufzt. Andererseits: Solange ganz normal gestorben wird, ist es ein gutes Zeichen, denkt Mina. Wie unwahrscheinlich es ist, das Leben lebend zu verlassen, sagt sie sich dann. Auch die Entstehung einer Wolke ist unwahrscheinlich und dennoch gibt es diese weißen Aggregatzustände in Hülle und Fülle. Ein weiterer spannender Aspekt ist, dass die Kondensationskerne dieser Wesen, die übrigens eine elektrostatische Aufladung aufweisen, winzig sind. Ja: Sie haben eine Größe von nur eins bis tausend Nanometern. Und dennoch sind sie die Basis der riesigen weichen Bauschgebilde, die wir am Himmel sehen. Woher aber kommen diese Kondensationskerne? Sie entstehen auf die unterschiedlichsten und facettenreichsten Arten: durch Pilzsporen, Blütenpollen windblütiger Pflanzen, feine Ascheteilchen von den weltweit häufigen Wald- und Steppenbränden, Salzkriställchen der Meeresgischte, private Haushalte wie die Luises oder Connys, Industrie, Autoabgase, Landwirtschaft, ja sogar durch kosmische Strahlung, wie beispielsweise in einer Nebelkammer. Nach Beginn der Kondensation kondensiert immer mehr Wasserdampf an dieser Stelle, bis er zu sichtbaren Nebeltröpfchen wird. Wen wundert es da, dass in Zeiten der Biomacht, in denen Leben optimiert wird und der Mensch versucht, natürliche Prozesse für sich zu lenken – Mina in etwa durch die Medizin, Conny durch die Psychotherapie, Luise durch

die Bemutterung ihrer Kinder, Sina durch Nahrungsverweigerung und Konstantin durch Allermächtigung im Computerspiel – auch die Wolken ein großes Thema sind? So eine Wolke zieht, wie gesagt, gerade an Sinas Zimmer vorbei. Sina blickt in den Himmel, sie träumt. Ich will auch so leicht sein, denkt sie und seufzt. Ihr Bruder Konstantin hat andere Probleme. Sein Leben ist ein Videogame, und er verliert gerade. In diesem Moment kommt Luise aus der Bäckerei zurück. Sie schält sich aus dem Mantel.

»Essen!« ruft sie.

Sina verdreht die Augen.

»Gleich«, schreit Konstantin.

Conny indes öffnet das Fenster, zündet sich seine Zigarette an. Etwas im Mund haben, das wie ein Schwanz ist, denkt er. Dann lacht er sich selbst aus.

2. Luise: Innerer Krieg

Schenkt man den Theorien Michel Foucaults Glauben, so befinden wir uns im Zeitalter der Biomacht. Das Wort »Biomacht« leitet sich von »bios« ab, was aus dem Griechischen kommt und in der Übersetzung soviel wie »leben« bedeutet. Aber was genau heißt das? Für die einen fängt Politik an, wo Leben aufhört, für andere wiederum ist es genau umgekehrt: Politik hat an sich schon mit Leben zu tun. Die Definition des Begriffes ist jedenfalls nicht wertfrei, sondern immer konfliktvoll. Es handelt sich bei »Biopolitik« um ein theoriepolitisches Feld, in dem gearbeitet wird, und um keinen objektiven Forschungsgegenstand. Wie lässt sich nun aber dieser Begriff deuten? Die Frage ist immer, auf welchen Wortteil der Akzent gelegt wird. Ist es das Leben, oder ist es die Politik, was soll hier betont werden? So schälen sich zwei Bereiche heraus: Zum einen der Bereich, in dem Lebensprozesse zum Gegenstand der Politik erhoben werden – wie es beispielsweise bei den Euthanasieprogrammen in Zeiten des Nationalsozialismus geschah, dessen Opfer Luisens Großmutter wurde – und zum anderen der Bereich, in dem es zur Regulierung des Lebens DURCH Politik kommt. Jeder will sich selbst optimieren und kämpft dabei unbewusst gegen seinen eigenen Körper. Dadurch überträgt sich der Krieg sozusagen nach Innen. So ist Luise voller Aggression, als sie an diesem Tag nach Hause kommt. Als Frau ist sie dermaßen sozialisiert, ihren Hass immer gegen sich selbst zu richten. Heute ist es der zu stark angeschwollene Unterbauch, der ihre Wut

entfacht. Also: alles Normalzustand. Es ist ein Tag wie jeder andere: Luise kommt mit Brötchen vom Bäcker und betritt das Treppenhaus. Radek steht gerade auf einer Leiter und repariert etwas. Radek ist Hausmeister. Bei dem klassischen Hausmeister (der Hausmeisterin) handelt es sich um typische Wiener Figuren, die sich durch ihr resolut durchgreifendes Auftreten Respekt verschafften, jedoch im Lauf der Zeit an Bedeutung verloren. Bis in die 1950er Jahre hinein vertraten sie im Haus die Rechte des Hausherrn gegenüber den Mietern und nahmen daher, nicht zuletzt wegen des Wissens um viele Interna der Mieter, eine besondere Stellung ein. Dennoch wurden sie für ihre Arbeit meist nicht besonders gut entlohnt. Die Lage wurde nach Ausbruch des 2. Weltkrieges noch prekärer. Heute wird die Hausmeisterarbeit meist von Migranten oder Einwanderern der 2. und 3. Generation übernommen. Radek, unser Hausmeister hier, ist emigrierter Pole. Dass das Hausmeistertum eine Wunde in Luise triggert, die mit ihrer verstorbenen Mutter zu tun hat, ahnt er nicht. Er ist freundlich, und sein faltiges Lachen hat eine bestechende Unschuld, als Luise die Treppen hinaufkommt.

»Guten Morgen!« sagt Luise und blickt taktvoll an Radeks schmalem Arsch vorbei.

»Na?« sagt er und sieht sie an.

Seine Augen leuchten graublau. Das schütterere, längere Haar fällt ihm in die Stirn.

»Ja, Arbeit«, meint Luise lapidar.

»Ich helfen? Mit Taschen?« fragt Radek stacattoartig und steigt von der Leiter.

Er will nach dem Henkel von Luisens Einkaufstasche greifen. Luise weicht zurück.

»Nicht nötig, danke«, sagt Luise und senkt den Blick zu Boden.

Radek stemmt unsicher die Hände in die Hüften und sieht sie an. Dazu muss er sich ein wenig herab beugen, denn Luise ist klein.

»Sicher?« fragt er. »Sowieso ich arbeit!«

Luise lacht.

»Ich auch, Radek, ja. Mit Kindern arbeitet man immer!«

Sie windet sich ein wenig, gibt dann unter seinem gütigen Blick nach. Radek nimmt ihre Tasche, trägt sie für Luise in die Wohnung hinauf.

Luise kramt verlegen nach ihrem Schlüssel, ihre Wangen röten sich.

»Danke«, sagt sie vage.

»Na? Arbeit?« wiederholt Radek freundlich, weil er nicht so viele deutsche Worte kennt.

Luise nickt.

»Ja.«

Radek hält kurz inne, stellt sich stramm auf. Er sieht Luise an, und gleicht dabei einem Strich in der Landschaft. Ist der ausgemergelt, denkt Luise, und ihr graust ein wenig.

»Aber du: Was arbeitest? Eigentlich?« fragt er.

Wieder diese punktartige, hüpfende Stimme! Luise zuckt kurz auf.

»Im Dessous-Laden!« sagt sie dann.

Wird rot.

»Ha?«

»Ja.«

Wie Bälle hüpfen die As zwischen ihnen umher. Luise ist ratlos. Radek ist ratloser.

»Was das?« fragt er.

» Das ... also ... ist Unterwäsche.«

Luise ist es peinlich, über ihren Job als Dessous-Verkäuferin zu sprechen, sie wird rot, wird noch röter, strauchelt kurz. Radek folgt ihr mit dem Blick. Luise versucht, sich zu fassen. Sie hechelt leise und sucht erneut nach dem Schlüssel. Endlich: Da ist er.

»Aha!« sagt Radek, als Luise das Ding aus den Untiefen ihrer Handtasche zieht.

»Ja!«

Luise dreht den Schlüssel in der Türe um. Radek macht keine Anstalten, zu gehen. Knarrend springt die Türe auf. Stille.

»Ja. Ich weiß gar nicht wie ich ihnen danken ...«, murmelt Luise.

Radek lächelt, nähert sich ihr vorsichtig. Luise weicht zurück und blickt ihn irritiert an. In dem Moment geschieht es: Sina, Luises Tochter, taucht auf. Sie hat Kopfhörer und einen Schulrucksack geschultert und sieht verträumt aus.

»Hallo Mama!« tönt es fremd und leise aus Sina.

Radek zuckt zurück. Luise wird wieder rot, wie die ganze Zeit schon. Sinas Augen gleiten wie eine Welle über die Szenerie.

»Stör ich?« fragt sie und wendet ihr blasses Gesicht ihrer Mutter zu.

Luise ignoriert die Frage.

»Wie war es in der Schule?« sagt sie.

Sina grinst, weil sie das komische Gefühl hat, die Mutter bei irgendetwas ertappt zu haben.

»Wie immer: uncool.«

Zum Hausmeister gewandt sagt sie: »Hallo Hausmeister!
Was tut ihr grad?«

»Ich reparier«, sagt Radek.

Sein R rollt.

Sinas Grinsen vertieft sich.

»Sieht nicht so aus! Herr Hausmeister!« meint sie.

Ihre Mutter errötet.

»Sina«, sagt sie leise.

Radeks Augen jedoch werden hell und ein wenig spitzbü-
bisch. Er verneigt sich und reicht Sina mit einer clownesken
Geste die Hand.

»Nenn mich Radek. Der Radek bin ich. Kannst mich nen-
nen: du. Aus Polen. Sagt man so. Oder?« meint er und seine
Augen blitzen.

Sina lächelt leicht.

»Okay. Sina!«

Sie ergreift die Hand und erwidert den warmen Druck.

»Sina, Tochter!« versucht Luise in brockenhaftem Deutsch
zu erklären, während sie auf das kleine Mädchen deutet.

Sina zieht eine Augenbraue in die Höhe.

»Red nicht mit ihm, als wär er ein Idiot. Nur weil er Pole
ist, heißt es nicht, dass er nix versteht. Oder? Sorry!« meint
sie muffig.

»Ha?« fragt Radek unsicher.

»Sina!« ruft Luise.

Stille.

»Wie? Nix versteh«, meint Radek dann und schlenkert
haltlos mit den Armen.

Luise winkt säuerlich ab.

»Alles okay«, sagt sie und will sich der offenstehenden Türe zuwenden.

Radek aber holt noch einmal aus.

»Okay. Sina: deine Tochter! Und du Arbeit. Aber: Was ist Dessous?« meint er.

Luise, die sich gerade in Bewegung gesetzt hat, stolpert fast über den Türvorleger.

»Bitte?« fragt Sina.

Luise gerät ins Stammeln.

»Wir müssen jetzt wirklich, Herr Radek! Also ich. Muss. Das Essen herrichten. Nicht?« meint sie mit abgehackten Worten an Sina gewandt. Sina schweigt.

»Das Essen herrichten. Ja. Sina, du musst ja vor Hunger ... also fast umkommen. Oder?« fährt Luise stammelnd fort.

Dann schiebt sie Sina vor sich her. Die beiden gehen in die Wohnung hinein. Luises Mutter, ein toter Geist, ihnen nach. Doch nur Radek kann es sehen. Komisch, manchmal ist das Treppenhaus voller Toter, denkt der Hausmeister, als ein Schatten an ihm vorbeihuscht. Dass es sich bei diesem Schatten um Luises verstorbene Mutter, ebenfalls ehemalige Hausmeisterin, handelt, weiß Radek nicht.

Menschen wie Luises Mutter Eva wurden des Öfteren im Wiener Lied angesprochen und in Kabarettsszenen karikiert. Ihr reales Leben allerdings war weniger lustig. Sie waren für Reinigung, Putzen des Treppenhauses mit Wachs, Beseitigung von Schimmel und Beleuchtung des Hauses, im Winter auch die Reinigung des Gehsteigs – z.B. Schneesäuberung –

zuständig und hatten im Haus für Ordnung zu sorgen. Eine Aufgabe, die sie allerdings nicht selten ausnutzten. Solange die Mieter keine eigenen Haustorschlüssel besaßen, öffneten sie nach der Sperrstunde (meist 21 Uhr) auf Verlangen (Läuten) gegen Entgelt (in der Monarchie »Sperrsechserl«, 10 Kronen, das heißt der sechste Teil eines Guldens; später 20 Heller; in der Ersten Republik 50 Groschen – weshalb der Halbschilling im Volksmund auch als »Nachtschilling« bezeichnet wurde) das Haustor. Wie oft musste Eva, Luises Mutter, des Nachts zum Haustor streifen. Wie oft roch sie danach nach gegorenen Trauben! Ja: Alkohol wärmt.

Als nach dem Ersten Weltkrieg große städtische Wohnhausanlagen errichtet wurden, bei denen Hausmeister (Hausbesorger) meist für mehrere Stiegen zuständig waren, begann sich die Bedeutung der Hausmeister zu vermindern; nach dem Zweiten Weltkrieg, als seit den 1960er Jahren in steigendem Maß Ausländer an die Stelle von Inländern traten, veränderte sich auch die soziale Stellung der Hausmeister. Doch das war nach Evas Leben. Eva, Luises Mutter, ist nicht mehr. Auch, wenn ihr Rest noch immer in den Räumen hängt, tut er das nicht mehr als der fleischliche Körper, der er einst war. Heute ähnelt Evas Konsistenz den Wolken, die Tag für Tag, Nacht für Nacht über die Stadt schweben. Der Schatten aber, der Eva jetzt ist, hat nicht verstanden, dass er nicht mehr lebt. Eva ist verwirrt. Auf einmal war sie wie von sich gewesen. Und dann: nichts mehr. Sie erinnert sich und kann sich doch nicht erinnern. Eines weiß sie noch: Hausmeisterkind nannten sie sie. Kuckuckskind.

Da ist so eine Art Schimmer. Sagen wir: eine Erinnerung von außen. Auch jetzt noch. Ja, selbst jetzt. Wo sie nur noch Haut ist. Haut und Hauch. Eine Art Schaschlik, der aus seinem Spieß gedreht wurde. So geht sie. Geht umher. Wo ist ihre Tochter? Eva ruft nach ihr. Liegt sie im Schnee? Ist jetzt damals? Eva weiß es nicht. In dieser Welt sind die Wände laut.

»Luise!« ruft Eva.

»Luise?«

3. Sina: Eine Tote beim Frühstück

Wenn »Biopolitik« oder »Biomacht« betrieben wird, kommt es zu einer Abstraktion des Lebens von den substanzhaften Trägern. So gibt es im Zeitalter der Biomacht keine singulären Existenzen mehr sondern sogenannte »Bevölkerungen.«¹

Eine derartige Bevölkerung der Neubauwohnung im 16. Wiener Gemeindebezirk ist Sina, sich selbst abstrakt und fremd geworden. Das Einzige, was ihr dagegen hilft, dass sie nicht gesehen wird, ist: Hungern. Und das tut sie auch. Sagen wir: Frühstück. Es ist ein Tag wie jeder andere: Die verträumte Sina, ein 15-jähriges Mädchen, geht mit Kopfhörern in der Wohnung umher und singt, »I am your butterfly«, einen Song der südafrikanischen Gruppe »the Antwoord«, während ihre Mutter Luise das Frühstück richtet.

»Da! Hilf mal!« sagt Luise ihrer Tochter, die gerade in die Küche kommt.

Sie hält Sina ein Tablett hin. Diese ignoriert sie. Die Kopfhörer helfen. Sie bauen eine Blase um Sinas Kopf, die den Wolken gleicht, die über die Stadt schweben.

»Kind! Pack an!« kommt es erneut aus dem Muttermund.

Sina hört nur den Schatten eines Satzes. Die Masse des Klanges hat eine Glasglocke um sie gelegt, die schützt und abschirmt.

Luise wird ein bisschen sauer und stößt die Tochter leicht in die Flanken. Sina verdreht die Augen, greift nach dem Tablett, streift ins Esszimmer, deckt auf. Dann setzt sie sich. Ihre Mutter neben sie. Auch Sinas jüngerer Bruder Konstantin

ist inzwischen aus seinem Zimmer gekommen. Seine hellen Haare stehen wirr vom Kopf ab, er hat Ringe unter den Augen.

»Na, zu viel vorm Computer rumgehangen?« meint Sina.

»Du brauchst was reden mit deiner I-Pad-Sucht«, entgegnet Konstantin nur.

Die Kaffeemaschine röchelt. Ein Röcheln, das bis ins Esszimmer hinein dringt. Luise verdreht die Augen, steht auf.

»Immer muss ich alles allein machen. Ehrlich!« sagt sie und kommt mit Tassen, aus denen heißer Kaffee dampft, wieder.

Sie seufzt.

»Was? Ich hör dich nicht! Hab grad die Antwort in den Ohren. Das ist besser!« entgegnet Sina bloß.

Luise verdreht die Augen. Konstantin kaut.

»Immer du mit deiner RAP-Musik. Hast sonst nix, was dich interessiert?« fragt die Mutter

Sina schüttelt den Kopf.

»Nein«, sagt sie. »Und du am Allerwenigsten«
Schweigen.

»Das nehm ich persönlich«, meint Luise dann laut.

Sina hat verstanden. Sie nimmt die Kopfhörer heraus und eine Tasse in die Hand.

»War auch so gemeint«, entgegnet sie leise.

In dem Moment geschieht es: Die tote Eva, Luises Mutter, setzt sich an den Tisch.

»Nicht streiten!« sagt sie.

Nur Konstantin hat es gehört. Er hält mit dem Kauen inne.

»Was?« fragt er.

Luise streicht sich schweigend ihre Marmeladesemmel.

»Ich hab nix gesagt«, meint Sina.

»Hab aber was gehört!« entgegnet Konstantin.

Luise zuckt mit den Schultern.

»Dann wars ein Geist!« meint er ironisch.

Luise kaut und schluckt. Sina kann ihren Kropf wippen sehen. Angewidert betrachtet sie den ledrigen, zerknitterten Hals ihrer Mutter.

»Ein Geist, ein Geist! Kind, wie du nervst!« meint Luise, nachdem sie den Bissen in den Bauch gewürgt hat.

Sina zieht die Augenbraue in die Höhe.

»Du bist das Kind«, meint sie dann verächtlich an ihre Mutter gewandt.

Irritiert sieht Luise sie an.

»Ehrlich. Manchmal kommt mir alles umgekehrt vor«, entgegnet Sina leise und spielt gedankenverloren mit der Marmelade, indem sie sie langsam auf das Messer streicht und auf ihrem blitzblanken Teller verteilt. Luise tut so, als hätte sie nicht gehört.

»Was?« fragt sie.

Wieder schwappt Evas Schatten dazwischen, lauter diesmal. »Nicht streiten!« ruft die Tote aus dem Raum heraus, in dem es keinem Raum gibt, und in die Gegenwart hinein. Sina stutzt. Das kam nicht aus den Stöpseln. Das war kein RAP, definitiv nicht.

»Jetzt hab ich's auch gehört. Glaub ich. Oder?« meint sie, an Konstantin gewandt.

»Kein Wunder«, entgegnet Luise, »du hast schließlich das Zeug da umhängen.«

Sie deutet auf die Kopfhörer, in denen immer noch Musik läuft, die allerdings um Sinas Hals baumeln.

Sina ignoriert sie.

»Ja. Laut und deutlich«, murmelt sie leise.

»Ja. Jetzt hab ich aber auch was gesagt!« ruft Luise, wütend darüber, dass ihre Tochter sie ignoriert.

»Haha«, ruft Sina ironisch.

Über Luises Gesicht streift ein Schatten. Sie beißt sich kurz auf die Lippen.

»Verarsch mich nicht«, meint sie dann grimmig.

Sina lässt das Messer, mit dem sie eben noch gespielt hat, auf den Teller fallen. Luise zuckt auf, fährt in die Höhe und reißt Sina die Hörer vom Hals.

»Und lass mal die Musik, Musik sein. Denkst du eigentlich sonst an irgendwas? Immer bloß Rap, Rap, Rap!«

Sina weicht ein Stück zurück.

»Sei froh, dass es Rap ist. Die andern in meiner Klasse saufen oder kiffen«, meint Sina.

»Stimmt«, sagt Konstantin, der das Kauen wieder aufgenommen hat.

»Und dich. Dich interessiert einfach nichts«, sagt Luise an den Jungen gewandt.

Konstantin greift nach dem Marmeladeglas, lässt in einer langsamen Geste das Messer hinein gleiten.

»Ich hab auch nix«, meint er dann.

Der Satz war nicht gemeint, um Luise zu verletzen, doch er tut es. Manche Worte sind Wolken. Manche sind ein Schlag ins Gesicht. Schweigen. Geknickt sitzt Luise da und verzieht die Lippen. Was jetzt geschieht, ist den Kindern vertraut. Luise spielt. Sie spielt die Traurige. Das ist nicht schwierig, denn Luise ist traurig – sie muss sich also in ihrer Rolle kaum

anstrengen. Und es ist gleichzeitig wirksam: Traurigkeit macht anderen meist ein schlechtes Gewissen, sie erpresst.

»Schon wieder dieses Knacken«, sagt Konstantin, um dem Gefühl des Schuldigseins, das sich wegen Luises Schweigen in ihm breit macht, zu entkommen. Die Mutter beschließt, aufgrund seines versöhnlichen Tonfalls einen Schritt auf ihn zuzumachen.

»Das kommt vom Nachbarhaus. Glaub ich«, meint Luise. Sina grinst.

»Haha. Vielleicht dieser Radek, der immer auf seiner Leiter hockt. Bricht möglicherweise grad ein, was meinst? Oder wir haben hier doch Geister«, sagt sie.

Luise ist für einen Moment nachdenklich, schüttelt dann alles von sich.

»Das ist bloß deine scheiß Musik. Dreh sie ab jetzt«, meint sie und steht auf, denn die Arbeit wartet.

Sina indes erinnert sich an die Szenerie des letzten Abends. »Ah ja. Dessous! Was ist?«

»Haha«, äfft sie, während Luise den Raum verlässt.

Konstantin hält mit dem Streichen seiner Semmel inne.

»Hab ich was verpasst?« fragt er.

Luise will gehen, bleibt jedoch dann im Türrahmen stehen. Mit einem Unterton von Wut, dem sich ein wenig Verletzlichkeit beimengt, meint sie:

»Falls du auf den Hausmeister anspielst ... «

Luise fuchtelt mit einer halb erregten, halb ratlosen Geste in der Luft herum.

Sina spitzt kokett die Lippen, flattert mit den Wimpern.

»Nein. Natürlich nicht!« sagt sie ironisch.

»Hab ich was verpasst?« fragt Konstantin noch einmal, diesmal lauter.

Luise schüttelt den Kopf.

»Da ist nix«, entgegnet sie, an den Sohn gewandt.

»Wär aber vielleicht ganz gut für dich«, meint Konstantin. Sina grinst noch breiter.

»Unterwäsche und so«, nickt sie.

»Untersteh dich«, meint Luise zu ihr.

Und dann, an den Sohn gewandt, sagt sie: »Wie wenn du wüsstest, was gut für mich ist. Ehrlich!«

Konstantin beißt von seinem Brot ab. Die ganze Szene ist ihm zu ungemütlich.

»Weiß ich eh nicht«, mampft er achselzuckend.

»Eben«, sagt Luise.

»Na dann«, sagt Sina.

Stille. Im Zimmer herrscht einen Moment Schweigen. Es ist der ratlose Moment des Beisammenseins einer verkrüppelten Familie beim sich auflösenden Frühstück. Ein Vater zu wenig, eine Tote zu viel. Doch die Worte der verstorbenen Eva, die immer noch in den Raum hineinruft, verhallen ohne Reaktion. Hört denn keiner? Denkt die Verstorbene traurig. Ihr ist, als schreie sie immer bloß gegen ihre eigenen inneren Wände an. Nur Sina fühlt in dem Moment irgendwie ihre Anwesenheit.

»Mir kommt es hier laut vor. Wie wenn uns was anschaut«, murmelt sie.

Ob es die Traurigkeit ihrer Mutter ist? Sina betrachtet Luise, die, ihre Worte ignorierend, in die Küche geht.

»Ich bin es!« ruft Eva, die ihre Worte gehört hat, doch Sina versteht sie nicht.

Eva seufzt. Sie fühlt sich haltlos, hat vergessen, wieso sie hier ist. Was geblieben ist, ist allein ein altes Bild aus der Kindheit. Ja: Eva weiß nur noch: Sie ist ein fettes Kind. Eines zum Hassen. Ein Hausmeisterkind. Das ist alles. Eva steht auf und schwebt durch die Wohnung. Sie geht ganz nahe an ihre Tochter heran, die jetzt in der Küche werkt.

Luise dreht kurz den Kopf zur Seite, blickt in Evas Richtung, blinzelt irritiert. Manchmal, so wie jetzt, ist die Wohnung rot in Luisens Kopf. Als wohne eine blutige Erinnerung in ihr. Es sirren die Toten, denkt Luise und ihr schaudert. Doch Luise schiebt die Gedanken daran weg. Sie geht zurück ins Esszimmer und beginnt, den Tisch abzuräumen.

4. Conny: Unstimmigkeiten

Wenn es möglich ist, Leben zu machen, ist es denn dann nicht möglich, sein Geschlecht auch selbst zu wählen? Hybride Formen sind inzwischen nicht mehr die Seltenheit. In Zeiten der Biomacht kann der Mensch sein biologisches System mittels »self-tracking« überwachen und so ist es ihm auch möglich, sich eigenständig und bewusst für sein Geschlecht zu entscheiden, denkt Conny, während er nach seinen Wasserfarben kramt. Das kann im Sinne von »create your own« ein kreativer Akt sein, ähnlich wie das Malen, sagt er sich. Conny betrachtet die Leinwand und denkt, dass auch sein Körper eine Leinwand ist, den er ganz neu mit sich selbst befruchten möchte. Denn nicht nur In-Vitro-Fertilisation ist heutzutage möglich, sondern auch das Wählen eines Kleides aus Fleisch, in dem man sich wohl fühlt.

Conny war immer schon anders. Vielleicht ist das der Grund, warum er sich für den Beruf des Therapeuten entschieden hat? Ja: Im Laufe seines Entwicklungsprozesses hat Conny sich bemüht, sich selbst zu heilen, um im Anschluss auch anderen Menschen helfen zu können. Das hat am Anfang ganz gut funktioniert. Aber es blieb immer ein Rest der Sehnsucht offen. Denn: Conny passte einfach nicht hinein. Immer noch stellen sich Menschen vor, dass das biologische Geschlecht eine einfache Dichotomie zwischen männlichen und weiblichen Chromosomen sei – bekannt als XY- und XX-Chromosomen. Auf den ersten Blick scheint es nichts zu geben, was sich eindeutiger als »genetisch bestimmt« fest-

machen lässt als der Unterschied zwischen Mann und Frau – man denke hier nur an die Unterschiede in der Körperanatomie, die in der Anordnung der Chromosomen durchaus begründet liegt. Doch dieser Unterschied ist weit weniger spektakulär, als wir denken: Er liegt allein in einem einzigen Y-Chromosom – und wir besitzen insgesamt stolze 46! So viel weiß Conny inzwischen. Ob es damit zu tun hat, dass er sich inzwischen gerne die Fingernägel lackiert und kein schlechtes Gewissen mehr dabei fühlt? Spannend ist auch: Der Standard-Plan des menschlichen Körpers ist weiblich – und der Rest wird im Gehirn durch ein Hormon mit dem Namen Testosteron gesteuert. Bei Frauen wird dieses durch das Enzym Aromatase in Östrogen umgewandelt, bei Männern nicht. Zwar bestehen bei der Form der Gehirne zwischen Männern und Frauen kleine Unterschiede, hat Conny gelesen – die der Männer sind etwas größer als die der Frauen – doch der »Grundplan« ist bei beiden derselbe. Die »Maskulinisierung« des Gehirns entsteht vor der Geburt; und schon da kann man theoretisch, was Experimente mit Ratten beweisen, eingreifen und manipulieren. Auch Faktoren wie pränataler Stress können hier Einfluss nehmen.

Connys Situation im Mutterleib war wohl nicht die einfachste: Hineingeboren in eine eher arme Familie, in der es bereits sieben Kinder gab, musste er wahrscheinlich schon als Embryo zurückstecken. Die psychischen Folgen multiplizieren sich im Laufe der Entwicklung, während auch soziale Faktoren wie die Sexualität der Mutter ausschlaggebend sind für die Veränderung. So kommt es zu einem komplizierten Wechselspiel zwischen biologischem (sex) und sozialem Geschlecht (gender), wie es auch bei Conny der Fall ist. »Rot«,

sagt sich dieser jetzt. »Mein Bild soll mit einem roten Fleck beginnen!« Er lässt den Pinsel ins Wasserglas gleiten, tupft dann ein wenig Farbe darauf. Conny hebt die Hand, holt aus: Streichen, streichen. Nun ist die Leinwand nicht mehr dieselbe. Eine Trennung wurde vollzogen. Das Rot bekennt Farbe. Conny seufzt.

In der westlichen Kultur praktiziert man ein Zwei-Geschlechter-Modell; doch die Wahrheit ist komplexer, denkt er, während er sein Werk betrachtet. Es gibt viele Farbnuancen in Rot. Transgender-Menschen sind also, was nicht nur die Recherche bei Urvölkern beweist, gar nicht so selten: Etwa 3 Prozent der Erwachsenen in den USA definierten sich laut Informationen des William Institute an der UCLA von 2011 als »transgender«. Doch das »Zwischen den Stühlen stehen« beruht auf einer viel älteren Tradition, wie Conny weiß. Beispielsweise gibt es die »Two-Spirits« – Menschen in Nordamerika, die man in vielen indigenen Völkern und Stämmen Amerikas finden kann. Diese vereinen feminine und maskuline Züge miteinander und sind innerhalb der Stämme anerkannt. Meist bereitet man für die Heranwachsenden, die solche Züge aufweisen, einen Initiationsritus vor, ohne diese jedoch davon in Kenntnis zu setzen. In einer Zeremonie, die einen Rock als wichtiges Moment aufweist und mit Einzäunung arbeitet, wird der Heranwachsende »getestet«, ohne dass er selbst es weiß, und kann so unbewusst seine Neigung selbst wählen. Conny lächelt bei dem Gedanken. Er selbst liebte es schon als kleines Kind, die Röcke seiner Schwester zu tragen und dabei zuzusehen, wie sie sich entfalteten, wenn er sich drehte. Als wäre er eine aufgehende Blüte! Conny erinnert sich und seufzt. Dann fixiert er wieder die Leinwand,

und er hat das Gefühl, als starre diese zurück. Der knödelartige rote Fleck wirkt fast wie ein Auge. Conny zuckt auf. Er mag es nicht, sich betrachtet zu fühlen. Er wird sich dann seiner Andersartigkeit bewusst. Manchmal denkt Conny, er ist im falschen Land, in die falsche Kultur hinein geboren. Er sehnt sich woanders hin.

Die Hijras in Indien beispielsweise, bei denen es sich um eine Art Kaste beziehungsweise religiöse Sekte handelt, stellen einen Graubereich dar, was die Geschlechtlichkeit betrifft: Sie sind weder Mann noch Frau und werden von einem Ältestenrat, dem Jamat, getestet und bestimmt. Andere zeitgenössische Transgender-Menschen, die auf einer uralten Tradition fußen, sind die Mahu in Polynesien. Doch damit nicht genug: Auch der Status des Eunuchen ist einer, der eine lange Tradition aufweist und den wir nicht nur im orientalischen Raum, sondern auch im antiken Griechenland finden. Conny überlegt, erinnert sich an das, was er einmal gelesen hat: Eine der auffälligsten Berufe freier Eunuchen war der einer Priesterin der Göttin Kybele, die als Göttermutter bezeichnet wurde. Aber Kybele war auch anderen Regionen bekannt: Wir finden sie als Isis in Ägypten, als Astrarte in Syrien und als Istar in Babylonien. In Carthago nannte man sie Tanit, während man ihr in Griechenland die Namen Rhea und Demeter gab. Conny erinnert sich, während er mit einem Ruck die Leinwand umdreht, um nicht von dem roten Fleck betrachtet zu werden: Laut alter Mythen hatte Kybele einen männlichen Geliebten, nämlich Attis. Und hier wären wir auch schon bei der frühesten Transgender-Erzählung, die vom römischen Dichter Catull stammt und über jenen Attis erzählt. Conny seufzt. Priesterinnen, die der Kybele dienten,

waren über Jahrtausende hinweg eine stabile und dauerhafte Transgender-Gruppe. In einer Art rauschartigem Zustand trennten sie sich ihre Genitalien ab. Dieses Verfahren fand in der Öffentlichkeit statt, ähnlich wie bei den Two-Spirits in Amerika. Nach dieser Operation, die mit Klammern von Statten ging, wurden die Priesterinnen in Frauengewänder gekleidet und mit Schleier und Schmuck versehen.

Operation, denkt Conny nun und seufzt. Ob er sich trauen soll? Den Weg wählen, eine Frau zu werden? Unsicher betrachtet Conny seine lackierten Fingernägel. Sie starren ihn an wie fremdartige Tiere. Es ist, als gehöre sein Körper nicht zu ihm. Conny ballt die Hände zu Fäusten, denkt weiterhin nach. Auch vor der römisch-katholischen Kirche, die sich heute sehr reserviert in Sachen Transgender-Inklusion zeigt, hatten Transgendere Tradition, versucht er, sich zu beruhigen. So taufte der Evangelist Philippus im achten Kapitel der Transgender-Geschichte einen Eunuchen. Das weiß Conny, denn früher einmal, da hat er Theologie studiert – in erster Linie in dem Wunsch, seiner Mutter verzeihen zu können. Verzeihen dafür, dass er seine ersten Jahre im Heim verbringen musste. Conny erinnert sich. Bei dieser Taufe hieß Philippus nicht nur einen Eunuchen willkommen, sondern auch einen dunkelhäutigen Ausländer, der mit Sicherheit auch ein Sklave war. In seinen Ursprüngen also verhielt sich das Christentum überaus offen gegenüber dem, was der Kapitalismus heute als »human waste« abstempelt. Aber auch in der weiteren Geschichte des Christentums finden wir Wesen, die sich nicht in einen Rahmen pressen lassen: So beispielsweise die »Heilige Kümmernis«, eine Dame, die ins Martyrologicum Romanum aufgenommen wurde. Diese

war die Tochter eines Königs, der sie jedoch aufgrund ihrer Schönheit als Frau begehrte – und aus Verzweiflung flehte sie Gott um einen Bart an, den sie auch erhielt, wofür sie jedoch den Tod am Kreuze sterben musste.

Conny seufzt. Noch heute wird Transgender-Menschen gern unterstellt, sie seien nicht »natürlich« und psychisch krank. Conny hat da inzwischen einige Argumente parat: Beobachten wir jedoch den Artenreichtum in der Natur, so finden wir hier Hermaphroditen gar nicht so selten. Im Gegenteil: Diese sind sogar häufig. Meist enthält eine Blüte nämlich Staubbeutel und eine Narbe – also männliche und weibliche Anteile in einem! Solche Sätze sagt Conny also, wenn jemand ihn auf seine »Queerness« anzusprechen versucht. Dennoch: Der Riss in ihm, das Gefühl, nicht dazu zu gehören, bleibt. Wie gut, dass Leinwände kein Geschlecht haben, denkt Conny, und sucht in seinem Kopf nach einem brauchbaren Motiv, während der Nachmittag verstreicht.

5. Luise: Vergangenheiten

Es läutet an der Haustüre. Luise öffnet. Ein zarter Mann mit stark hervortretenden Backenknochen steht vor ihr.

»Wir kaufen nichts«, sagt Luise.

»Ich auch nicht«, entgegnet der Mann.

»Na dann!«

Luise nickt, will die Tür wieder zumachen. Doch der Mann hat seinen Fuß dazwischengeschoben. Luise zieht erstaunt eine Augenbraue in die Höhe.

»Ich bin Jean«, sagt der Mann.

»Sie sind ein Mann«, sagt Luise.

Sie weicht ein Stück weit zurück.

Er lächelt.

»Das macht ihnen Angst?« fragt er.

Luise betrachtet das Gesicht. Es hat hohe Backenknochen und einen leicht nach vorne gewölbten Mund, der aussieht wie ein Schnuller und ihr seltsam vertraut vorkommt.

»Lassen sie mich sprechen. Wenigstens einen Moment«, sagt der Mann.

Es klingt abgehackt und irgendwie bedürftig.

»Okay«, murmelt Luise.

»Sind Sie Luise?« fragt der Mann, ohne seinen Fuß zurück zu ziehen.

Luise presst die Lippen zu einem Strich zusammen.

»Sieht so aus«, sagt sie dann. Es klingt ein wenig bitter.

»Luise Haramach?«

»Ja.«

»Fragen hab ich. Ein paar.«

Luise überlegt, woher sie das Gesicht des Mannes kennen könnte.

»Aha«, sagt sie.

»Ja«, sagt er.

In dem Moment taucht Sina im Treppenhaus auf, einen Rap murmelnd. Die Miene des Mannes, der Jean heißt erhellt sich.

»Das ist Rap!« sagt er.

Sina nickt. Dann betrachtet sie zögerlich ihre Mutter.

»Wer ist der Mann, Mama?« fragt Sina.

»Keine Ahnung«, sagt Luise.

Da hält der Mann Sina die Hand hin.

»Ich bin Jean Gaspard.«

Sina nickt, greift nach der Hand. Sinnliche Lippen hat der Mann, denkt sie.

Jean lacht, Sina scheint ihm zu gefallen.

»Ich habe Fragen. Wichtige«, sagt er dann.

Sina denkt, dass sie sein Gesicht mag. Mal was anderes, denkt sie.

»Lass ihn rein, Mama!« kommt es fast mechanisch aus ihr.

Luise seufzt. Sina nimmt sie zur Seite.

»Kann ja nix sein, Mama. Hab nicht immer soviel Angst!«

Ihre Mutter nickt, zögert kurz. Dann bläht sie sich zu voller Größe auf. Mit einer weit ausladenden Geste meint sie: »Okay. Also bitte, herein, Herr Gä...«

Der Mann reicht ihr die Hand, unterbricht sie freundlich.

»Jean Gaspard«, sagt er. »Ich komme aus Frankreich. Ich bin auf der Suche.«

Luise wendet den Blick ab, streift ins Wohnzimmer. Sie bietet dem Mann einen Sitzplatz an. Er nestelt in seiner Tasche nach einem Foto und zeigt es Luise. Sie sieht es an, in ihrem Gesicht bricht etwas zusammen. In dem Moment kippt wieder ein anderer Raum in den Raum, kommt ein Schatten aus den Wänden. Es ist die Mutter, die Luise betrachtet. Es ist Eva. Und genau diese nähert sich ihr. Lang ist das her, denkt Luise, während sie das Foto des Mannes betrachtet.

Das bin ich, oder? – Eva überlegt. Und auf einmal fällt es ihr wieder ein, Das Summen der Maschinen. Sie weiß noch: Soldaten, fern am Strand. Eva erinnert sich. Damals. Marc hieß er, er war ein Alliiertes. Aus Frankreich. Sie ließ sich fotografieren mit ihm. Das Foto ist verblichen mit den Jahren, es lag in einer Schublade. Genauso verblichen ist das Bild in ihrem, Evas, Kopf. Eva denkt zurück: Die Haare des Soldaten waren blond und gescheitelt. Sie mochte seine Nase. Ihn störte es nicht, dass Eva schielte. Er nannte sie auch nie Kuckuckskind, wie der Vater. Marc ging mit ihr tanzen, er fuhr mit ihr auf einem Motorrad durch die Stadt und dann die Landstraße entlang.

»Die Alliierten«, sagten alle. Und: »Halt dich fern!« Eva aber war es egal. Sie hielt lieber Marcs Hüften umschlungen. Die Nächte wurden auf einmal alle besonders. Der Körper, Evas Körper damals, erinnerte schon ein bisschen an den einer Frau. Aber sie trug noch die braven Brezelzöpfe, das Becken war dünn. Dennoch: Eines Abends geschah es. Eine große Angelegenheit, dass Eva mit dem Mann ein wenig Motorrad fahren durfte. Eva erinnert sich: Die Gegend um sie herum wurde ein wenig steinig.

»Das ist der See«, sagte Marc.

Eva nickte und starrte die Oberfläche des Flusses an, die sich ein wenig kräuselte in der abendlichen Brise. Sie saugte die Luft ein.

Marc's Becken fühlte sich stark an, und Eva vertraute. Ganz anders, als beim Vater, der sie hasste. Der soff und der sagte, sie sei nicht sein Kind. Eva lächelte und wunderte sich: Es gibt auch Männer, die gut riechen, und denen der Wind die Strähnen ins Gesicht pustet, dachte sie.

»Was schaust denn so?« wollte Marc wissen.

Eva lächelte und spürte, dass sie rot wurde. Auf einmal war es schwierig, zu schlucken. Ihr Zuhause fiel ihr wieder ein:

Das Spülmittel, von dem die Handrücken schrumpelig wurden. Die Mülltonnen, die in den Garten gestellt werden mussten, die alten Teppiche und die Teppichklopfer, mit denen die Mutter sie manchmal verdrosch, wenn sie nicht brav gebügelt oder geschrubbt hatte.

»Im Krieg, da war ich ein Flieger«, sagte Marc und bog mit dem Motorrad um die Ecke.

Eva nickte und starrte das helle Haar an, das ihm der Wind ins Gesicht pustete, und das kleine Muttermal auf dem Oberlid. Ob sie gerade schielte? Ob der Rock durch den Fahrtwind zu sehr in die Höhe gerutscht war? Eva wurde unsicher. Im Hals fühlte es sich komisch an, so, als wäre der Kehlkopf zusammengeschrumpft. Der Fluss roch ein wenig nach Schlamm, hier und da wippten Enten mit ihren Schwänzchen in die Höhe, das Motorrad wirbelte Sand auf. Ihre Schenkel fühlten sich mit einem Mal weich und wächsern an. Begannen, an dem Ledersitz fest zu kleben.

»Ich muss um zehn daheim sein«, sagte Eva irgendwann.

Marc verzog das Gesicht zu einem Lächeln, das Lid mit dem Muttermal flatterte ein wenig. Wahrscheinlich der Wind. Oder er wollte sie nicht hören. Sie kamen an einer kleinen Hütte in der Nähe des Sees vorbei. Marc hielt an. Er nahm Eva an der Hand, zog sie mit sich.

»Lass«, sagte sie, ein komisches Gefühl im Bauch. Marc grinste.

»Hab dich nicht so«, meinte er.

Eva folgte ihm mit stockenden Schritten in die Hütte hinein. Er drehte sich zu ihr und öffnet gleichzeitig die Türe zu der kleinen Hütte. Nahm sie in die Arme und hielt sie lang fest. Wie viele Ränder ich habe, dachte Eva da, und wieviel Mauern! Sie fühlte sich seltsam an. Irgendwie rot und beklommen. Und sich selbst sehr fremd. Eva atmete schwer. Auf einmal waren seine Lippen auf ihren: drückten, gaben nach, wurden elastisch. Das war er: Evas erster Kuss. Eva schweigt, sieht auf die Fotografie. Fast eins geworden ist ihr Schatten mit der der Tochter, während sie so über ihre Schulter hinweg das Foto anblickt.

»Kennen sie diese Frau?« fragt Jean und reißt Luise so aus ihren Gedanken.

Luise wendet sich ab. »Nein.«

»Sicher? Wollen sie es noch einmal ansehen?«

Wer nicht sehen will, sieht nicht.

»Ich hab gute Augen«, sagt Luise.

Jean zieht eine Augenbraue in die Höhe.

»Dafür haben sie lang gezögert«, meint er.

In dem Moment schiebt sich Sina dazwischen.

»Zeigen sie mal her!« ruft Luises Tochter.

Sie greift nach dem Bild. Luise stößt sie zurück.

»Lass den Mann«, sagt sie scharf.

Und dann, an den Franzosen gewandt: »Was wollen sie denn genau, Jean Gä...«

»Gaspard«, sagt er und sieht Luise durchdringend an.

Luise nickt und ihr rechtes Lid flattert kurz auf. »Ja. Ich muss zur Arbeit! Nachmittagsdienst. Bin schon spät dran. Gaspard. Also machen sie bitte schnell. Kommen sie zur Sache. Ja«, sagt sie abgehackt.

Jean atmet tief ein.

»Der Mann. Neben der Frau hier. Schauen Sie«, meint er, plötzlich leise und eindringlich werdend, und deutet auf das Bild.

Eva winkt ab.

»Brauch ich nicht!«

Sina schiebt sich erneut dazwischen.

»Darf ich schauen?« fragt sie.

Der Mann reicht Sina das Bild. Ein Lächeln huscht über ihr Gesicht.

»Er sieht nett aus. Ehrlich. Die Haare wie sie«, meint sie dann.

Jean betrachtet sie kurz wohlwollend, seine Augen glühen.

»Danke. Ja. Er war mein Vater. Ein Alliiertes. Im 2. Weltkrieg. Irgendwie in Verbindung mit der früheren Hausmeisterin dieses Hauses. Wissen sie, wer damals ...« beginnt er, doch da ertönt ein Knarzen. Es ist Evas Schatten, der sich aufgerichtet hat, doch keiner kann sie sehen.

»Marc!« ruft Eva.

Luise schüttelt den Kopf:

»Das war vor meiner Zeit. Leider. Den Herren kenne ich nicht«, sagt sie kalt. »Ich muss sie nun bitten.«

Jean nickt.

»Verstehe. Danke«, sagt er und steht seufzend auf Stille.

»Der war doch nett!« meint Sina irgendwann leise, als Jean längst gegangen ist. »Was hast ihm nicht geholfen?«

Luise blickt ins Leere.

»Womit?«

Sina sieht sie verständnislos an:

»Na! Mit der Wahrheit halt! Das war doch Oma auf dem Foto!«

Luise aber winkt nur ab.

»Man muss die Vergangenheit ruhen lassen«, sagt sie dann leise.

Nur Eva hat es gehört.

6. Konstantin: Computer

Dass das Leben eine Zeitbombe im Labor ist, ist Konstantin nicht wirklich klar, er weiß nur: kaufen heilt – vor allem, wenn es sich um Videospiele handelt. In der Hinsicht ist Konstantin ein Kind seiner Zeit. Seit 2016 wird die Welt vom liberalen Markt beherrscht. Dennoch: Nach und nach kommt es zu einer Art Subversion der liberalen Ordnung. Was aber ist nun Liberalismus eigentlich genau? Nun, darunter versteht man eine Gesinnung, die die Freiheit schätzt.

Diese Grundhaltung setzt jedoch eine wichtige Tatsache voraus: Dass der Mensch überhaupt einen freien Willen hat! Konstantins Wille besteht hauptsächlich darin, sich vor einen Bildschirm zu hocken – wobei nicht sicher ist, ob es sich hier eher um freien Willen oder um eine Art Sucht handelt. Jedenfalls: Die menschliche Entscheidungsfreiheit ist so eine Sache. Noch im 18. Jahrhundert war der Homo sapiens eine Art »black box«, während man sich immer mehr an die Analyse seines Bewusstseins heranarbeitete. Die Aufklärung betonte den freien Willen und die Entscheidungsfreiheit des Menschen. Doch die Gehirnforschung beweist: Damit ist es offenbar gar nicht so weit her, wie wir denken. Im Gegenteil. Zwar befürworteten Liberale die freien Märkte und demokratische Wahlen, da sie den Ansatz vertraten, dass jeder Mensch ein einzigartiges und wertvolles Individuum sei, jedoch: Was, wenn das gar nicht der Wahrheit entspricht?

Konstantin macht sich in Moment nicht viele Gedanken darüber. Er ist jetzt ActionRazor, der Held seines neuen Computerspiels, hat also eine Art virtuelles Körperkleid angelegt, in dem er sich einzigartig und unbesiegbar fühlt. Und dieses Gefühl ist wichtig, denn in der Gesellschaft, in der er lebt, bröckelt nach und nach das Vertrauen in Individualität. Neuere Entwicklungen in Forschung und Wissenschaft zeigen, dass der Glaube an unsere Unaustauschbarkeit nach und nach obsolet werden könnte. Anhand mehrerer Strömungen kann man unweigerlich erkennen, dass der Begriff »Individuum« neu hinterfragt werden muss.

Damn, denkt Konstantin, ein Drache! Ganz verloren ist der Junge in seinem Computerspiel. Er betrachtet das mächtige Monster, das da zu ihm herabfliegt und überlegt sich fieberhaft ein paar Kickbox-Schritte. Konstantin, nein pardon, ActionRazor, ist begeistert und von Angst erfüllt zugleich, während er das Tier fixiert. Kurz schwebt der Drache vor der Sonne, während sein Panzer schuppenartig schimmert und sich die Strahlen in orange-goldenem Licht reflektierten. Sein Maul ist geöffnet und spreizt sich unter dem Knacken von Knochen, sodass man die Reißzähne sehen kann und weiter hinein in den Rachen. Ob eine einfache Kickbox-Choreographie hier ausreichen wird? Fragt sich Konstantin. In seinem Kopf rotiert es. Für ihn, also für ActionRazor, scheint das Ende nahe. Und genauso wie Konstantin gerade um seine Position im Computerspiel kämpft, kämpft er indirekt und ohne es zu wissen um seine Bedeutung als Mensch. Und das nicht zufällig: Zum einen verlieren die Individuen seiner Generation mehr und mehr ihren wirtschaftlichen und

militärischen Nutzen – alles kann ja inzwischen viel leichter von einem Computer ausgeführt werden – und zum anderen hat dies zur Folge, dass das politische und ökonomische System diesen nicht mehr besonders viel Bedeutung beimisst. Zwar ist das Kollektiv nach wie vor wichtig, das Individuum verliert jedoch, wie es scheint, mehr und mehr an Bedeutung, vor allem, wenn es nicht dem Markt dient. Das indes tut Konstantin noch, denn er konsumiert. Konsumiert wie ein Verrückter ein Videospiele nach dem anderen. Jetzt fixiert Konstantin alias ActionRazor das Untier vor sich: Die schwarzen Schuppen glänzen genauso wie die gebogenen Zähne. Dann saust das Monster mit kräftigem Schwingenschlag hinab und landet vor ihm. Eine massige Substanz mit schwarzen Augen, das ... fuck, denkt Konstantin und betrachtet die riesige Schlange. Wie imposant der Drache ist! In seinem Mund brennt Feuer, doch im Blick findet sich nur eiskalte Leere. Konstantin bemüht sich, ringt um seine Existenz als Superheld. Seine Bemühungen sind rührend. Wird er einer der besonderen Einzelpersonen werden, die das System nach wie vor schätzt? Wird er sich in der Zukunft seines Lebens in elitären Kreisen bewegen, während die Masse der Bevölkerung nach und nach Wert, Sinn und Bedeutung verlieren wird? Konstantin holt aus, und seine ersten Karate-Schläge prasseln auf den Drachen ein.

»Konstantin!« tönt es da.

Der Junge verdreht die Augen.

Es ist Luise, die mit der flachen Hand gegen seine Zimmertüre hämmert.

»Raus da!« ruft sie.

Genau in diesem Moment geschieht es – der Superheld fällt. Das Monster vor ihm ergreift die Gelegenheit und eilt dem Hero mit gefletschten Zähnen entgegen. Rasch rollt sich ActionRazor zur Seite und steht gleichzeitig auf. Cool gemacht, denkt Konstantin. Der zweite Drache zögert nur kurz, aber lange genug, dass der Superheld, in dem Konstantin gerade drinsteckt, seine Chance, möglichst rasch zu entkommen, nützen kann. Eilig hastet er in Richtung Dickicht. Seine Füße berühren kaum die Erde. Aus den Augenwinkeln nimmt Konstantin alias ActionRazor wahr, dass dem Schuppenmonster Schaum vor dem Mund steht.

Plötzlich fühlt er einen leichten Luftzug. Eine Gestalt scheint ihm zu folgen, denkt Konstantin, und ihn schaudert. Noch ein Drache?

Nein – der Held blickt zur Seite, sieht, dass es sich um ein menschliches Wesen handelt. Vielleicht das, das die Kugel abgefeuert und damit das erste Monster getötet hat?

»Verdammt, Konstantin!«

Das Hämmern an der Tür wird lauter. Luise brodelte. Und ohne eine Antwort zu erwarten, kommt sie nun in Konstantins Zimmer, das eher einer Höhle als einem Zimmer gleicht, geht auf den Computer zu und dreht ihn ab.

»Spinnst du?«

Konstantin starrt die Mutter mit riesigen Augen an.

»Du kommst zu spät zur Schule«, sagt diese nur emotionslos.

Ihr Sohn kann es nicht fassen.

»Eben bin ich einem Drachen entkommen und der nächste steht schon vor mir!« mault er.

»Idiot«, sagt Luise.

Dennoch kräuselt sich kurz ein Lächeln auf ihren Lippen. Ich habe doch einen intelligenten Sohn, denkt sie bei sich, wenn er schon Drachen erlegen kann!

Luise räuspert sich.

»Sina ist schon los«, sagt sie dann, wieder etwas kalt werdend, »und du hast noch nicht einmal gepackt!«

»Du nervst!« murrte Konstantin, während er sich langsam von seinem Stuhl erhebt und mit einer seiner Dreads zu spielen beginnt.

Luise verdreht die Augen und beginnt ihrerseits, seine Schultasche zu packen. Konstantin sieht sich seufzend in seinem Reich um. Ein paar Posters einer Hip-Hop-Band zieren die Wände. In der Ecke flimmert der Bildschirm seines PC. Konstantin möchte etwas zu Luise sagen, aber ihre Bewegungen irritieren ihn. Wie immer ist der Körper der Mutter nervös und bewegt sich rasch im Zimmer hin und her. Er wuselt nur so auf und ab. Not cool, findet Konstantin.

»Und hast du dein Handy auch nicht vergessen? Und das Jausenbrot? Und den Asthmaspray?« quirlt es aus ihr heraus.

Der Wortschwall schwappt über Konstantin, während die Mutter ihn mit nervösem Blick fixiert und auf und ab geht. Konstantin verdreht die Augen. Ein Held hat kein Asthma.

»Mann, Mama«, murrte er.

Luise hält kurz inne, und blickt ihn dann an. Ihre Augen streifen ihren Sohn mit fragendem Ausdruck.

»Was, Konstantin?«

»Kannst mir nicht vertrauen?« fragt ihr Sohn da leise.

Dann steht er auf und verlässt das Zimmer.

7. Luise: Begegnungen

Es ist ein Tag wie jeder andere. Konstantin ist zu spät, Sina hat nicht gefrühstückt, und Luise hat es satt. Sie geht die Treppen hinunter. Da begegnet ihr Radek.

»Kannst du kurz? Helfen und die Leiter halten?« fragt dieser und schlenkert mit seinen zu langen Armen. Luise will nicht unfreundlich sein, schließlich hat er ihr ja vor ein paar Tagen auch mit der Tasche geholfen.

»Ja. Klar«, sagt sie und schiebt sich eine ihrer weißblonden Strähnen hinter das Ohr.

Sie greift nach dem Gestell, während Radek hinaufklettert und eine Glühbirne fixiert.

»Danke«, sagt Radek.

Der Kehlkopf wippt dabei. Wie ein Gockel sieht er aus, denkt Luise, während sie den Mann betrachtet. Radek beginnt, an der Lampe umher zu schrauben.

»Danke«, meint er dann und klettert von der Leiter hinab.

Radek wischt sich mit den Fingern über die Hose.

»Ich seh nicht gern Frauen arbeiten. Ehrlich«, meint er.

Luise winkt ab, während sie seine schlaksigen Bewegungen aus den Augenwinkeln verfolgt.

»Alles gut. Kein Ding«, sagt Luise.

Radek betrachtet sie und seine grauen Augen bekommen einen hellen Glanz.

»Ich weiß, du kannst arbeiten. Hart. Wie kommt das?« fragt er.

Luise weicht für einen Moment zurück. Seltsam, dieser Mann, denkt sie. Er hat einen Eierkopf, zu lange Hände, grau melierte Haare und eine stark hervortretende Hakennase. Und dennoch: Irgend etwas in ihm leuchtet mit einem Mal auf, als wäre er ein Engel.

Luise zuckt mit den Schultern, versucht, sich nicht anmerken zu lassen, dass der Hausmeister, der da mit aufgeknöpften Hemdsärmeln vor ihr steht und sich mit den langen, dünnen Fingern durchs Haar fährt, sie seltsam berührt.

»Keine Ahnung«, murmelt sie, und fügt dann, bemüht scherzend, hinzu: »Sieht man das an den Ringen unter meinen Augen?«

Radek zuckt kurz irritiert auf und wischt sich über die hohe Stirn.

»Ha?« fragt er.

Luise schüttelt den Kopf, meint dann erklärend und sehr langsam, ein wenig so, als rede sie mit einem Idioten oder einem kleinen Kind: »Sie wissen schon: Alleinerzieherin!«

Radek zieh eine Augenbraue in die Höhe.

»Was heißt das?« fragt er.

Luise bemüht sich, es zu erklären.

»Mutter. Ohne Vater. Nur ich, Sina und Konstantin!« sagt sie dann laut und langsam.

Radek nickt und wischt sich über die Nase, die seinem Kopf das Aussehen eines Vogels verleiht.

»Aha. Ja. Ich schon gesehen«, meint er dann.

Luise nickt und will gehen. Da sieht Radek sie mit einem schelmischen Blitzen im Blick an.

»Ah. Noch was!« sagt er und fuchtelt mit den Armen in der Luft umher.

»Hab geguckt. Nach Wort: Unterwäsche.«

Er nestelt an seiner Latzhose, kramt ein Wörterbuch hervor. In dem Moment wird Luise richtig rot.

Sie glüht, glüht von innen nach außen. Luise lacht verlegen. Dann meint sie bemüht locker und in staccato-artigem Tonfall: »Haha. Ja.«

Radek macht einen Schritt auf sie zu. Wie groß er ist, denkt Luise. Da legt der Hausmeister den vogelartigen Kopf in die Schräge und meint:

»Du kannst mir vielleicht eine mitbringen?«

Luise weicht einen Schritt zurück. Dann meint sie hastig und schamhaft lächelnd:

»Für ihre Frau. Ja natürlich. Gern.«

Radek schüttelt den Kopf. Einige Strähnen seines schütterten, halblangen Haars lappen ihm in die Stirne.

»Nein«, sagt er ernst und mit einem Mal sehr bestimmt. »Aber eine. Von dir.«

Luise schluckt nach Luft, sammelt sich und wird dann wütend. Doch es ist mehr eine Art künstliche Wut, die sie sich selbst vorspielen muss.

»Was fällt Ihnen ein?« ruft Luise.

Sie will gehen. Radek kommt ihr sanft nach.

»Entschuldigung«, meint er und streicht ihr sanft eine Strähne aus dem Gesicht. Es gefällt Luise, und sie ärgert sich darüber, dass es ihr gefällt.

»War nicht nett?« fragt Radek.

Luise schluckt. In dem Moment ist es, als würde ein Schatten sich über Luise schieben. Es ist Eva, die aus den Wänden getreten ist und als vages Weiß aus der Vergangenheit zu Luise hin ruft.

»Komm schon. Tochter!« sagt sie leise. »Du magst ihn! Das sieht doch ein Toter! Oder?«

Luise hört sie zum Glück nicht. Sie sieht nur den ausgemergelten, großen knochigen Mann, der sie mit gütigen Augen betrachtet.

»Ich mach wieder gut! Versprochen! Lass was trinken, gemeinsam?«

Luise sieht Radek an, und mit einem Mal fühlt sie sich wie ein kleines Kind, so, als wäre sie kopflos. Sie schämt sich für ihre Bedürftigkeit, schämt sich dafür, dass Radeks Blick sie auf eine Art und Weise berührt, dass ihr warm im Inneren wird. Luise sinkt richtig zu dem knochigen Mann hin, sucht nach Worten. Es wollen keine in ihren Kopf kommen. Luise fährt sich über das Gesicht, schluckt schwer.

»Ja, ich brauch nach der Arbeit sicher unbedingt was zu trinken!« sagt sie dann leise.

Radek senkt den Blick, um sie genauer betrachten zu können.

»Ja?« fragt er.

Luises Lippen beben leicht.

»War doch anstrengend. Das Leiterhalten«, murmelt sie dann und grinst dämlich.

Radek lächelt, und für einen Moment bekommt das Gesicht mit den hohen Backenkochen einen edlen Zug.

»Ja«, sagt er.

Luise kichert peinlich berührt. Dann dreht sie sich um und verlässt ohne ein weiteres Wort das Treppenhaus.

8. Mina: Im Krankenhaus

Mina zieht ihren Kittel an und geht auf den Gang hinaus. Das Krankenhaus hatte eine seltsame, dunkle Atmosphäre. Zone des Schattens, wo Gesetze von Tod und Leben herrschen. Noch redet sich Mina ein, dass sie einzigartig ist und ihre Arbeit gut macht. Doch im Grunde spürt sie intuitiv, dass das nicht stimmt. Und sie hat Recht mit diesem Gefühl: Sogar der humanistische Job des Arztes ist inzwischen eine leichte Beute für jeden Algorithmus. Denn ein Arzt hat nur fünf Minuten Zeit um eine Diagnose zu stellen – und das führt oft zu Fehleinschätzungen. Ein Algorithmus jedoch macht keine Fehler. Das heißt freilich nicht, dass alle menschlichen Ärzte von einem Tag auf den anderen verschwinden werden. Jedoch werden sie wahrscheinlich kreativer und beweglicher sein müssen, um mit den Algorithmen mitzuhalten. Das gilt freilich genauso für Apotheker. Manch eine These besagt, dass Algorithmen beide Berufsgruppen weit übertreffen würden, aber es fehle einem Roboter an Empathie. Was jedoch ist Empathie? Weiß ein Gerät, das in Sekundenschnelle meine gesamte DNA und alle meine biometrischen Daten analysiert, nicht viel rascher Bescheid über meine biochemischen Prozesse – und somit über meine Gefühle?²

Mina zumindest empfindet im Moment wenig zarte Regungen für ihre KlientInnen und ähnelt in der Hinsicht tatsächlich einer Maschine. Nicht einmal der Tod kann sie mehr schrecken. Dazu ist Mina viel zu müde. Heute geht es der Patientin auf Zimmer Nummer 123 schlecht. Als Mina, hier Dr. Lahlal

genannt, das Krankenzimmer betritt, ist es klar: Die Frau liegt im Sterben. Mina sieht sie an. Wie ein eingefallenes Blatt liegt die Frau da. Die roten Äderchen in ihren Augen platzen fast auf. Sie fasst sich an den Hals. Röchelt. Der verglimmende Funke in dem Gesicht wird immer schwächer. Der Atem erlischt.

»Ich«, sagt die Frau und will nach Minas Hand greifen.

Ihre Worte sind nicht mehr als ein Flüstern, ein Erstickten.

Sie atmet kaum noch. Sie erkennt mich nicht. Oder? Mina denkt es kalt, ohne eine große Regung im Innern.

Dennoch: Mina verfällt in eine Starre. Es dauert einen Moment, bis sie wieder einen klaren Gedanken fassen kann. Früh oder spät sterben – egal, denkt sie, egal. Wie die Tropfen sind wir, immer, und der Tod der Wind. Er kommt und geht. Aber er kommt. So wie jetzt.

Mina seufzt. Sie beugt sich über die Tote, nimmt ihr mit einer raschen Geste die Maske ab und wirft sie in den Papierkorb. In ihrem Kopf aber bleibt etwas hängen, als Bild. Eine Art Mahnmal. Die Maske als eine Art Symbol dafür, dass Mina nichts mehr fühlt. Mina schließt die Augen, versucht, etwas zu spüren. Nichts. Allein die Grenze wird ihr in Erinnerung bleiben. Die Grenze, besiegelt durch die Maske. Durch den Tod gewonnen. Mina wird kalt. Dass sie nicht gefrühstückt hat, fällt ihr auf, als sie die Tote betrachtet wie ein Stück rohes Steak.

»Fass mit an«, meint sie dann zur Oberschwester.

»Schau nicht so aus der Wäsche! Das ist auch nur ein Job!«

Die Oberschwester nickt und bemüht sich.

»Ja!«

Sie hilft Mina, die Tote einzupacken und dann die Klarsicht-hülle über dem Kopf der Frau zuzuziehen und tut als würde sie nichts dabei empfinden.

Mina betrachtet die Gestalt, die mit heruntergeklapptem Kiefer da liegt. Die Augen sind starr aufgerissen. Der Blick strahlt eine Kälte aus, die nicht alltäglich ist. Mina fixiert die Tote, doch sie fühlt nichts. Sie ist sich selbst fremd. Sie hat nicht die Kraft für irgendeine menschliche Regung. Im Krankenhaus stellen Menschen längst keine Individuen mehr dar. Bauchspeicheldrüsen können heute von I-Phones kontrolliert werden. Menschen werden zu Cyborgs, nutzen tragbare Sensoren und Computer, um ihre Krankheit zu kompensieren: Von Hörgerät bis Bypass ist alles drin! Mina seufzt. Die Optimierung kennt keine Grenzen, denkt sie. Und das ist nicht nur bei den Kranken so. Auch die Gesunden genießen den Luxus bereits. Auch Mina hat eine Fitness-App namens Deadline, die sie darüber informiert, wie viele Jahre sie noch zu leben hat, wenn sie die gewohnten Strukturen in ihrem Alltag beibehält. Und Mina ist dankbar für diesen Fortschritt. Sie sieht sich als eine Vertreterin der Quantified-Self-Bewegung, die von der Idee ausgeht, der Mensch bestehe nicht aus einem Ich, sondern aus mathematischen Mustern. Das hilft, wenn man täglich jemanden sterben sieht, legt eine Art Abstraktion über den Schmerz. Ja: Um mit dem Leben umzugehen, muss Mina nicht meditieren, sondern einfach ihre Daten und Muster sammeln. Dazu dient ihr ihr Fitness-Armband und dessen App. Minas vielgeliebtes Armband sammelt beispielsweise Schweißtropfen, misst den Puls und gibt Ratschläge (z. B: »einmal die Woche Schach gegen Demenz« etc.). Mina liebt diese Erfindung. Dank ihrer tollen Fitness-App gelingt

es ihr, eine immer tiefere Beziehung zu ihrer DNA zu entwickeln und sich gleichzeitig selbst zu optimieren. Und Mina ist bei Weitem nicht die einzige: So hat sich, wie die Ärztin weiß, ihr Idol, Jolie Angela, ihre Brüste entfernen lassen, da bei ihr ein Brustkrebs-Risiko diagnostiziert wurde, um mit wackerem Beispiel voran zu gehen – und das lang vor ihrer Erkrankung! Lustig übrigens, dass gerade sie die tragende Rolle in dem Film »Cyborg 2« gespielt hat, oder?

Sie lächelt ein wenig nach Innen bei dieser Erkenntnis. Irritiert sieht die Oberschwester Mina an.

»Alles klar, Frau Doktor?« fragt sie, während man die Tote aus dem Zimmer rollt.

»Aber ja«, meint Mina, ohne sie anzusehen, nickt und verlässt dann das Zimmer.

Immer noch ist sie ganz in Gedanken versunken, während sie auf ihr Fitbit-Armgerät guckt. 1000 Kalorien verbrannt, und das schon um acht Uhr morgens! Mina ist befriedigt und hofft auf eine rosige Zukunft, in der sie die Versionen von sich selbst mehr und mehr updaten und verbessern kann. Denn Mina weiß Bescheid: Unternehmen wie Google wollen noch tiefer gehen als bloß an den Körper. So erzählt die App 23andMe dir, wer du wirklich bist: anhand der Analyse deines genetischen Materials. Passt ein anderer Typ Mann, auch wenn er vielleicht körperlich nicht so fit aussieht, viel besser zu deiner DNA, weil er besser riecht, bessere Chromosomen aufweist? Die Antwort ist bei 23andMe zu finden! Mina seufzt. So wird sie vielleicht doch auch noch ihre große Liebe finden, denkt sie, während sie in den Operationssaal geht, um sich ihrer nächsten Aufgabe zu widmen.

Wo ist der Begriff des ICH in diesem ganzen Strudel denn bitteschön verloren gegangen? Wir wissen es nicht. Wissen nur, dass Mina sich nicht mehr kennt – wie die meisten Kinder ihrer Zeit. Während der Liberalismus das erinnernde Selbst heilig spricht, so lässt die Gegenwart dieses links liegen – und zieht Google vor. Zwar wird Google seine Sache nicht immer richtig machen, denn auch ein Algorithmus hantiert bloß mit Wahrscheinlichkeiten. Dennoch: Wenn Google nur genug richtige Entscheidungen trifft, wird die Menschheit – ähnlich wie Dr. Mina Lahlal – ihr Vertrauen vermehrt in Google setzen, die Datenbanken von Google werden größer und das System immer mächtiger werden. Facebook beispielsweise wird bei den nächsten Wahlen in den USA nicht nur die politischen Ansichten von Abermillionen Menschen kennen, es wird auch die Wähler selbst ausfindig machen und genau orten können. Insofern stellen Daten heute die wertvollste Ressource dar.³ Das findet auch unsere Ärztin. Mina betrachtet ihre Pulsfrequenz auf ihrem rosafarbenen Gummiarmband, das ihre externe Seele darstellt, und erkennt befriedigt, dass ihr Stresslevel nicht besonders hoch zu sein scheint. Mit einem Ruhepuls von 60 Schlägen pro Minute kommt sie ganz gut weg, denkt Mina und lächelt erleichtert. Dann beschließt sie, sich für die nächste OP vorzubereiten.

9. Luise: Gespräche

Als Luise am nächsten Abend nach Hause kommt, steht Radek wieder auf seiner Leiter. Es ist, als hätte er sie bereits erwartet.

»Warten!« ruft er laut aus, und Luise grinst und wartet.

Radek geht in seine Wohnung, holt eine Flasche, während Luise sich nervös zurecht richtet. Sie setzen sich zusammen auf die Treppen.

»Schnaps. Von daheim«, sagt Radek und lächelt.

Luise sieht ihn an und denkt, dass sie Radek schon mögen könnte. Aber da ist ihr verletztes Herz. Ein Herz mit Drahtgitter davor. Das friedlichste Leben befindet sich an Flüssen, denkt Luise da. Mit Menschen ist es immer schwierig.

»Gut?« will Radek wissen, während sie an der Flasche nippt.

Luise sieht Radek an und sie fühlt sich, als würde sie sich drehen. Sie möchte sich ihm anvertrauen, und möchte es doch nicht. In Luises Kopf ist Krieg.

»Danke. Lecker. Ja«, sagt Luise und betrachtet Radek, während seltsame Gefühle über sie schwappen.

Ausgezehrt und flach klingt ihre Stimme mit einem Mal. Sie sieht Radeks nadelkopfgroße Pupillen und merkt dabei beschämt, wie ihr Blick offen verharret. Wie soll sie erzählen? Wie über sich und ihr gescheitertes Leben sprechen? Keine Lügen, keine Halbwahrheiten, bloß Gewichtung der Fakten. Und dabei unberührt bleiben, denkt Luise. Aber geht das? Luise weiß es nicht.

So sitzen Radek und sie eine Zeit lang schweigend da. Sie leeren gemeinsam die Flasche. Luise merkt, wie etwas in ihr aufplopt. Radek betrachtet sie mit gütigen, grauen Augen. Sein Blick kitzelt sie. Wie sich seine Finger wohl anfühlen würde? Luise seufzt. Sie bemüht sich, keine Regung zu zeigen. Weder Mund noch Augen zucken, Luise versucht, keine Muskelbewegungen zuzulassen. Dennoch: Radeks Blick provoziert sie irgendwie. Luise kann ihn nicht lange ansehen, ohne die Lider zu senken. Schamhaft sitzen sie so nebeneinander.

»Noch?« fragt Radek irgendwann und hält ihr die Flasche hin.

Luise winkt ab.

»Nein«, sagt sie.

Und dann, etwas leiser: »Sonst werd ich noch wie meine Mutter.«

Verdammt, jetzt ist es aus ihr herausgeplopt. Luise lacht ein wenig zu laut auf und ärgert sich über ihre Verletzlichkeit.

Radek zieht eine Augenbraue in die Höhe.

»Mutter? Warum?« fragt er sanft.

Luise sieht sich im dunklen Treppenhaus um. Es kommt ihr vor, als würde es da Leben geben. Keine Schritte, keine Stimmen. Dennoch: Luise meint, einen Schatten wahrzunehmen. Ja: einen Schatten, aber nur als Gefühl.

»Also meine Mutter, na die war ... Hausmeisterin hier ...« murmelt Luise.

Und in dem Moment spricht es aus dem Räumen einer anderen Welt heraus.

Es ist wieder einmal Eva. Sie ruft, ruft nach Luise. Doch die Tochter hat sich vor ihr verschlossen.

»War ich«, sagt Eva da bestätigend.

Aber nur Radek hat die Tote gehört.

»Was?«, fragt er, an den Schatten gewandt.

»Sie war ...« will Luise wiederholen, doch Radek macht eine abschneidende Geste.

»Nein. Sie ich hab verstanden. Aber hat da wer anderer geredet«, meint er.

»Hä?« fragt Luise verständnislos.

»Schuld«, murmelt Radek leise, der das Gefühl der Toten in sich aufnimmt, gleichsam inhaliert.

Luise meint, sich zu verhören.

»Was?« fragt sie.

Radek winkt ab.

Luise stutzt und sieht dann ins Leere. Das Wort »Schuld« gefällt ihr nicht. Was Radek wohl damit meint?

»Egal. Also Mutter. Hier: Hausmeisterin. Wie ich«, meint Radek bemüht warm, da er ihren verwirrten Blick gesehen hat.

Er greift nach Luisers Hand. Kalt fühlt sie sich an, er reibt. Betrachtet sie dann: Handrücken, Fläche, Nägel. Luise schweigt. Es ist lange her, dass sie so berührt wurde. Ihr ist zum Heulen zu Mute, doch sie verharrt regungslos.

»Ja, meine Mutter. Alte Geschichte«, sagt sie dann leise.

Alles ist in eine Art Halbdunkel getaucht. Luise betrachtet Radek erneut. Sie würde gerne Küsse tauschen, weiter trinken. Aber es geht nicht. Ich bin alt, denkt Luise. Sie sieht Radek an. Fühlt sich wie ein Planet, der sich der Sonne annähert und dann wieder entfernt. Eine elliptische Existenz, die sich um Radek herum dreht und ihm doch nicht nahe kommen kann. Radek zündet sich eine Zigarette an. Nimmt sie in den Mund und saugt an ihr. Rauch schwebt in der Luft.

»Spannend«, meint Radek da und pafft ins Schweigen hinein.

Luise schüttelt den Kopf.

»Nein schmerzhaft. Manchmal war sie so besoffen, ich musste sie aus dem Schnee holen. Das letzte Mal aus der Lobau.«

Mit einem Mal fühlt Luise ein großes Schwanken und Wanken. Eine Träne bahnt sich dünne Pfade über die knochigen Wangen hinunter bis zum Kinn. Luise wischt sie rasch weg.

»Lobau?« fragt Radek.

Luise nickt. Ein leichtes Lispeln kommt von ihren Lippen.

»Ja. Ein Ort. Da. An der Donau«, murmelt sie.

»Ah! Schön! Baden!« ruft Radek da, und dann: »Und?«

Luise spitzt die Lippen, schweigt. Ihr Schweigen ist so scharf, dass es wie ein Schwert in die Luft hinein schneidet. Die Stille ist eine Klinge. Luise will nicht sprechen, will sich nicht an den Moment erinnern.

»Das ist alles«, sagt Luise irgendwann.

Sie fühlt einen seltsamen Schmerz an Händen und an Füßen. Ein Stechen. Aber Luise tut das, was sie schon ein Leben lang macht: Sie ignoriert ihn. So sitzen Radek und Luise nebeneinander. Wieder sind sie für einen Moment still. Dann. »Fleisch wäre gut zu Wodka. Jetzt. Oder?« meint Radek.

Luise nickt.

»Ja!« meint sie.

Dann hält sie kurz inne, weil alte Bilder sie einholen.

»Weißt du, was sie im Kindergarten immer zu mir gesagt haben, wenn ich Fleisch wollte: Greif dir an den Hintern, da hast du genug Fleisch.«

»Ah?« meint Radek.

Luise erinnert sich, und ihr wird schlecht bei der Erinnerung.

»Ja. Wir waren so arm. Hatte ja keinen Vater. So wie meine Kinder auch.«

»Aha«, entgegnet Radek.

Mit einem Mal wird Luise wütend. Ob Radek überhaupt versteht, was sie sagt?

Radek nickt. Etwas in ihm hört. Auch wenn es nicht versteht. Und etwas in ihm hört auch die Toten.

Etwas in ihm hört Eva.

»Tochter«, meint dieser jetzt.

Radek spitzt die Lippen und fährt sich mit der Zunge darüber.

»Tochter. Sagt ein Toter«, meint er dann leise.

Eva freut sich, gehört zu werden. Bloß Luise nimmt sie nicht wahr, wie sehr sich ihr Geist auch bemüht: Da schreit Eva gegen Wände und schreit doch immer nur nach innen.

»Was?« fragt Luise.

»Egal. Der Alkohol. Hab gehört. Irgendwas«, murmelt Radek leise und wischt sich über die Augen.

Sie schweigen kurz. Da legt Radek die Finger auf Luisens Hände. Sie jedoch reagiert nicht.

Enttäuscht zieht er sich wieder zurück. Luise spürt seinen Atem, der ein wenig nach Vanille riecht. Alkoholgeruch mischt sich dazu.

»Und hast du mich verstanden?« meint Luise leise.

Radek nickt.

»Ja. Kindheit. Du arm warst. Ja.«

Luise atmet schwer. Sie merkt, dass sie müde wird. Mit

einem Mal sehnt sie sich nach Schlaf. Ihr sirrt der Kopf. Ein gelbliches Licht scheint darin zu sein, das Luise aufzucken macht, begleitet von einem Gefühl, das an Migräne erinnert.

»Danke, Radek«, sagt Luise schließlich.

Sie greift nach seiner Hand. Kurz herrscht Stille. Dann:

»Das ist das erste Mal, dass ich etwas darüber erzähle. Das Hausmeistermilieu«, sagt sie, während sie aufsteht. Luise stockt kurz.

»Meine Mutter, die war so arm, sie hatte im Winter keine Schuhe. Sie musste sich Fetzen an die Füße binden, hat sie mir erzählt.«

Radek nickt.

»Und wer mein Vater war, das hat sie mir nie sagen wollen. Ein Alliiertes war er, aus Frankreich. Soviel weiß ich. Aber mehr nicht.«

Radek grinst sie an.

»Alliiert? Das ist wie Unterwäsche. Noch so Wort!«

Er lacht. Kramt wieder nach seinem Büchlein, will nachschlagen, was es bedeutet. Luise winkt ab und greift nach seiner Hand. Langgezogen aber weich ist sie. Eine, an der man sich gerne anhält, denkt Luise. Sie schweigt kurz.

»Also mein Vater. Ich weiß gar nicht, wer der ist! Weißt?« meint sie dann leise.

»Du nicht neugierig?« fragt Radek.

Luise zuckt mit den Schultern.

»Ich weiß nicht.«

Eine lange Pause entsteht.

»Ich muss jetzt raufgehen, Radek«, sagt Luise leise.

Radek nickt.

»Ich üben! Deutsch!« meint er.

»Ja. Danke«, sagt Luise.

Seltsam, denkt sie bei sich, als sie sich umdreht. Auch wenn die Worte zwischen ihr und Radek fremd sind, scheint es, als wäre etwas aufgeplatzt in ihr. Rot, wund. Es schmerzt, und dennoch, denkt Luise: Es fühlt sich leichter an.

»Gute Nacht«, sagt Luise.

Sie steht auf, drückt Radek einen Kuss an die Wange. Dann entfernt sie sich. Ein wenig schleifend ist ihr Gang. Wahrscheinlich der Alkohol, denkt Luise, als sie die Türe aufsperrt. Leicht gebückt streift Luise in die Küche und sieht sich in dem karg eingerichteten Raum um. So ist ihr Leben: keine Intimität, keine Umarmung, kein Augenblick der Nähe. Stühle um einen Tisch, lieblos angeordnet. Sie ergänzen sich perfekt, die wenigen Gegenstände in diesem Zimmer. Nichts ist zu viel. Wärme gibt es hier nicht. Genau so wenig wie Staubpartikel. Luise lehnt sich zurück, starrt die Decke an. Glatt und fantasielos ist sie, wie ihr ganzes Leben. Glatt, phantasielos und weiß. Das ist also ihre Welt, denkt Luise, und sie empfindet nichts dabei. Nur für einen Moment spürt sie eine Art Windhauch. Es ist Eva, die Luise über das Haar streicht.

»Ich bin da«, sagt sie leise.

Aber Luise, die jetzt ins Schlafzimmer geht, hat es nicht gehört.

10. Mina und Conny: Funktionieren

In einer Welt, in der »Leben gemacht« wird, wird der Tod automatisch zum Feind. In Zeiten, in denen alles der Optimierung dient, herrscht eine große Angst vor dem Schmerz. Dieser wird in der palliativen Politik der Gegenwart auch fast gänzlich ausgeklammert, wie Mina Bescheid weiß. Ihre Patienten dürfen nicht leiden, sonst stopft man sie sofort mit Drogen voll. Die Patientin in Zimmer 27 ist gerade in einem schlechten Zustand, als Mina kommt. Im Schlaf liegt sie da, lallt.

»Lass das Fenster zu, das grelle Licht wird ihr weh tun«, meinte Mina zur Krankenschwester.

»Gut«, entgegnet diese.

Mina betrachtet das milchig weiße Gesicht, das eingefallen zwischen den Kissen liegt.

»Und jetzt?« fragt die Krankenschwester.

»Einfach da sein und abwarten, ist bald vorbei«, murmelt Mina.

Die Krankenschwester nickt, schluckt. Mit einem Mal kommt Mina sich schäbig vor, doch sie verdrängt den Gedanken. Mina setzt sich ans Bett und wartet kurz. Die Alte sieht sie an. Wie ledrig ihre Lippen sind, denkt Mina. Sie seufzt, wendet sich ab, schaut auf ihr Fitness-Armband. 1000 Kalorien verbraucht, nicht schlecht.

»Ein bissl ruhen«, murmelt die Alte da und sie klingt wie ein Ballon, aus dem der letzte Rest an Luft entweicht.

Und plötzlich geschieht das Unglaubliche, während Mina einfach so dasitzt: Die Alte stirbt. Mina bleibt aufrecht als wäre sie ein Stamm. Dann, mit einem Mal, kommt eine eigenartige Erschöpfung über sie. Mina weiß nicht, wieso. Tausende Male hat sie Menschen sterben gesehen. Aber jetzt ist sie müde, erschlagen von dieser Tatsache. Mina streckte die Beine von sich, als wären sie Tonnen.

»Ready?« sagt sie dann zur Krankenschwester und atmet kurz schwer.

»Sie ist tot«, entgegnete diese stammelnd.

Mina betrachtet die Alte kurz. Alles wieder normal. Keine Gefühle in ihr. Ich habe mich gefasst, denkt Mina erleichtert. Es war nur ein schwacher Moment.

»Ja«, sagte sie dann.

Und als sie das schockierte Gesicht der Krankenschwester, die wohl neu ist, sieht, fügt sie hinzu:

»Investieren sie nicht ihr ganzes Talent in Leid!«

Negative Gedanken müssen vermieden werden, alles dient einer Optimierung im Sinne der Leistungslogik, weiß Mina Bescheid. Und das ist nicht nur im Krankenhaus so, sondern auch in Connys psychotherapeutischer Praxis. Hier werden Traumata – wenn überhaupt – nur ins Dasein integriert, wenn sie zu »posttraumatischem Wachstum« führen. Genau Connys Baustelle! Seit Jahren versucht dieser, seinen Klienten klar zu machen, dass deren verdrängte Erinnerungen nur auf zwei Arten gehandhabt werden können: Sie müssen entweder als Katalysatoren der Leistungssteigerung fungieren oder von der Bildfläche verschwinden. Denn zugegeben: Wer will schon gern schlecht drauf sein? Die Sucht, sich perma-

ment wohlzufühlen, führt dazu, dass heute sämtliche Medikamente, die zunächst nur in der Palliativmedizin eingesetzt wurden, auch an Gesunde verabreicht werden. So verschreibt Conny inzwischen jedem dritten seiner Klienten Antidepressiva, wenn er auch nur an einer leichten Schlafstörung leidet – dieser könnte ja in eine schwere Depression kippen! Auch bei Luise wird er das wohl tun müssen, denkt Conny jetzt, während er so dasitzt und die kleine blonde Frau ihm gegenüber betrachtet.

»Wenn sie Heilung wollen, dann ist das der erste Weg dahin: das Erkennen der Verwundung«, sagt Conny in dem Moment zu seiner Klientin. Er sieht ihr in die Augen. Sie sind grün und tief wie ein Bergsee. Conny kann erkennen, wie die Frau Vertrauen zu ihm fasst. Stille. Er dreht kurz den Kopf, sieht aus dem Fenster. Keine Wolke, an der sein Blick sich festhalten könnte.

»Was raten sie mir also?« fragt Luise leise.

Für einen Moment ist Conny still.

»Alles beginnt irgendwie«, sagt er dann lächelnd. »Auch ihre Verzweiflung. Sie hat eine Geschichte und einen Sinn!«

»Wie die Märchen, die uns die Lehrerin in der Schule vorgelesen hat?« entgegnet Luise ein wenig grimmig.

»Vielleicht!« meint Conny bewusst zärtlich. »Das müssen sie mir sagen. Wie sieht die Geschichte ihres Lebens aus? Ist sie ein Märchen?«

Conny kann beobachten, wie Luise sich sammelt und überlegt. Schließlich schüttelt sie den Kopf.

»Nun«, sagt Conny, der spürt, dass jetzt der richtige Moment ist, »wenn jemand Kopfschmerzen hat, nimmt er eine Tablette dagegen.«

Kurzes Schweigen.

»Was also halten sie von einem Antidepressivum? Es wird ihnen helfen, ihre Arbeit und ihr Leben ausgeglichener anzugehen!«

Luise sieht Conny an. Das hat er aber hübsch angebahnt, denkt dieser und ist mit sich selbst zufrieden. Luise allerdings wirkt für einen Moment ein wenig schockiert.

Dann seufzt sie.

»Sie haben recht«, sagt sie leise.

Conny nickt. Er sieht erneut aus dem Fenster. Wie blau der Himmel ist! Conny sinniert. Es tut fast weh, so klar ist diese Farbe!

»Sie werden sehen. Cipralext wird bereits in wenigen Tagen ihre Stimmung aufhellen!« erklärt er dann zuversichtlich und schenkt Luise einen festen Blick.

»Wo kann ich das Medikament kaufen?« fragt diese fast tonlos.

Conny lächelt. Dann kramt er nach einer Rezeptvorlage.

Luise hofft also, als sie an diesem Tag von ihrer Therapie-sitzung nach Hause streift. Hoffte, bald wieder voll funktions-fähig zu werden. Eine alleinerziehende Mutter mit zwei Kin-dern sein, ist auch wirklich nicht so einfach, denkt sie, als sie aus der U-Bahn steigt.

Luise bemüht sich, zu lächeln, während sie die Türe auf-schließt und ins Treppenhaus streift. Schließlich könnte ihr Radek begegnen – und vor ihm will sie jung und attraktiv aussehen.

In einer neoliberalen Ideologie fällt die Palliativgesellschaft mit der Leistungsgesellschaft zusammen. Schmerz muss versteckt werden. Luise will, dass man sie mag. Alles dient dem sogenannten »Like«, wie wir es auf Facebook finden, alles muss Freude machen – oder wird ausgeklammert. Denn bezeichnenderweise gibt es auf Facebook keinen »Dislike-Button«. Aber zugegeben: Weder Sina noch Konstantin, die mehr im Netz als in der realen Welt leben, haben je darüber nachgedacht, warum. Beide sind wieder einmal in der digitalen Wirklichkeit versunken, als ihre Mutter nach Hause kommt.

»Kannst du nicht mal dein I-Phone weglegen?« meint Luise müde zu Sina, die gerade auf dem Sofa liegt. Diese tut so, als hätte sie nicht gehört.

11. Konstantin: Liken

Die neue Herrschaftsformel definiert sich also durch das Glücksdispositiv: Wir müssen *liken*, müssen *happy* sein. Permanent fordert man uns dazu auf, unsere Bedürfnisse und Vorlieben zu artikulieren und alles, was zu unserem Wohlbefinden beiträgt, zu konsumieren. Das aber führt zur Zerstreuung. Wir sind so sehr in unsere psychischen Vorgänge verwickelt, dass wir auf den existierenden Herrschaftszusammenhang vergessen. Die Seele wird, gleich unserem Körper, optimiert und an die äußeren Verhältnisse angepasst, sodass man durch das permanente Arbeiten am eigenen Glückszustand gar nicht mehr darüber nachdenkt, ob einen das, was man anstrebt, denn tatsächlich glücklich macht. Politische Missstände zu kritisieren – geschweige denn sie überhaupt wahrzunehmen – fällt hier gänzlich weg. Motivationstrainer, Analgetika und Netflix sorgen dafür, dass wir ständig damit beschäftigt sind, uns besser zu machen. Die permanente Medikalisierung verhindert, dass Schmerz zum Ausdruck kommt, dass er Sprache wird und so vielleicht Herrschaftsverhältnisse und politische Missstände kritisieren könnte.

Auch Konstantin fühlt wenig Schmerz im Moment. Wenn er überhaupt irgendetwas fühlt, dann ist das ein starrer Nacken. In der Zeit, in der er lebt, kommt es mehr und mehr zur Entsolidarisierung: Die Gesellschaft wird entpolitisiert. Das Individuum vereinzelt. War das Ferment der Revolution gemeinsam gefühlter Schmerz, so ist dieses nun ausgeklammert, was nach und nach zu einer Form von Autismus führt.

Konstantin weiß noch nichts davon, er ist in einer Phase, in der man der Magie des Digitalen erliegt. Das ist angenehm: Wann immer Konstantin Zeit hat, verschwindet er im Internet. Es gib ihn nicht mehr, doch das fällt ihm kaum auf. Konstantin ist jetzt woanders. Er mag es, ganz in der Welt seines Rechners zu verschwinden. Irgendwie beruhigt es ihn, dass er seine eigene Stimme jetzt kaum noch hören und keine Sätze mehr sprechen muss, wenn er nicht gerade in der Schule ist oder mit Luise und Sina gemeinsam frühstückt oder zu Abend isst. Konstantin seufzt, wendet sich seinem Videogame zu. Das Flimmern des Bildschirms beruhigt ihn auf wunderbare Art und Weise.

Konstantin alias ActionRazor streift durch das Dickicht eines magischen Waldes. In dem Moment ertönt ein Rascheln und alles geht sehr schnell. Aus dem Dickicht springen mehrere Ritter, angeführt von einem glatzköpfigen Mann mit kalt funkelnenden Augen. Ohne lange nachzudenken, zieht Konstantin, der Held, sein Schwert. Der Glatzkopf hat sich ihr bereits mit einer langen, spitzen Waffe genähert.

»Ninja!« ruft ActionRazor, holt aus und schlägt seinem Feind gegen die Lanze. Dieser aber zieht nur eine Augenbraue hoch und pariert. Konstantin alias ActionRazor schlägt erneut auf den Ritter ohne Haar ein. Dieser taumelt ein Stück zurück. Geschafft! Konstantin betrachtet ihn grinsend. Doch der hat sich rasch wieder gefasst und versetzt ihm einen Stoß, sodass er nach hinten kippt. Konstantin würgt und schnappt verzweifelt nach Luft. Die Umgebung droht zu verschwimmen. Konstantin nimmt seine letzte Kraft zusammen und holt aus. Er erwischt den Feind am Hals.

»Done«, murmelt Konstantin befriedigt zu sich selbst. Ein Schrei ertönt. Konstantin staunt über seine eigene Kraft. Eine kleine klaffende Wunde hat sich am Hals seines Feindes gebildet. Dieser legt die Hand darauf und blickt verwirrt um sich. Das ist die Gelegenheit, denkt Konstantin und holt zu einem weiteren Schlag aus, doch er hat die Rechnung ohne die anderen Ritter gemacht. Einer der Männer im Kettenhemd betätigt einen Hebel, der an einer Birke rechts neben Konstantin angebracht ist, und ein Netz aus Messing rast auf ihn herab. Konstantin beginnt, zu laufen, doch es ist bereits zu spät. Er hört das Rasseln von Metall. Sieht, wie der Glatzkopf sich aufrappelt und kalt zu grinsen beginnt. Dann wird der Bildschirm schwarz. Game over!

Fuck, denkt Konstantin und sieht aus dem Fenster.

Graue Wolken wandern über den Himmel. Ein Gewitter kommt auf, genau das richtige Wetter, um im Netz zu verschwinden, sagt der Junge sich.

»Essen«, tönt es da.

Es ist Luise. Konstantin seufzt.

Als er das Gerät zuklappt, merkt er, wie seine Finger zittern. Konstantin atmet schwer, versucht, zur Ruhe zu kommen. Doch in seinem Kopf rotieren mit einem Mal die Bilder seines letzten Kampfes. What a fight, denkt Konstantin und merkt, dass er Hunger hat.

»Die Ringe unter deinen Augen werden auch immer größer«, meint Luise, als Konstantin sich neben Sina auf den Küchentisch setzt.

»Ich bin bloß müde«, murmelt der Junge.

Luise zieht eine Augenbraue in die Höhe.

»Müde vom Nichtstun?«

Konstantin zuckt mit den Schultern.

»Müde vom Ichsein vielleicht«, murmelt er dann.

Und damit hat er mehr recht, als er denkt. Der Autismus seiner Generation hat eine große Ich-Müdigkeit zur Folge. Konstantin weiß nicht, was Schmerz ist und das treibt ihn und sämtliche Jugendliche in seinem Alter dazu, dass sie paradoxerweise immer weniger fähig sind, sich überhaupt glücklich zu fühlen: Denn nur wer die Tiefen des Lebens empfindet, ist fähig, Freude zu empfinden! Schmerz – man denke hier nur an die Wehen der Mutter – ist Teil, wenn nicht Ursprung allen sinnvollen Lebens. Heute ist der Virus der Spiegel des Todes. Je mehr das Leben ein Kämpfen, ein Überleben ist, desto größer die Angst vor dem Tod. Je mehr wir gegen unsere natürlichen Zustände ankämpfen, um uns selbst zu optimieren, umso unglücklicher werden wir und umso mehr Angst haben wir, zu sterben, denn das Leben ist unerfüllt. So entgleitet unsere Gesellschaft, entgleitet uns allen nach und nach der Sinn für ein gutes, glückliches Leben.

»Alles okay?« fragt Luise, als Sina den Teller nach zwei Bissen von sich schiebt.

»Keinen Hunger«, sagt diese jedoch nur, steht auf und geht.

Luise sieht ihr nach und verkneift die Lippen zu einem Strich.

»Ihr seid einfach undankbar!« ruft Luise da.

Der Satz schwappt über Konstantin, während die Mutter ihn mit nervösem Blick fixiert und in ihren Spaghetti stochert.

»Mann, Mama«, murrte er.

Luise hält kurz inne, und blickt ihn dann an. Ihre Augen streifen ihren Sohn mit fragendem Ausdruck.

»Was?« fragt sie scharf.

»Kannst uns nicht vertrauen?« fragt er.

Luise versteht nicht, was der Junge immer mit diesem blöden Wort will.

»Vertrauen, vertrauen«, murmelt sie und schiebt sich eine Strähne ihres dicken blonden Haars aus der Stirn. Für einen Moment ist die Mutter still. Luise steckt ihren Fingernagel in den Mund und knabbert ein wenig daran herum, ein Zeichen dafür, dass sie nervös ist. Warum ist sie bloß immer so gestresst? Fragt sich Konstantin.

»Ich mein ja nur!« sagt er, bemüht vorsichtig.

Stille.

»Und ich bin auch kein Säugling mehr«, erklärt Konstantin leise.

Die Mutter scheint ihn nicht zu hören.

»Was?« fragt sie gedankenverloren.

»Ich hab gesagt, ich bin kein Säugling mehr«, versucht Konstantin es erneut.

Jetzt kommt gleich der Satz, den er schon ganz genau kennt, denkt er. Und tatsächlich: Luise öffnet den Mund und schnappt mit großen Kulleraugen nach Luft. Niedlich irgendwie, denkt Konstantin.

»Du wirst noch schauen, wie das ist, wenn du eigene Kinder hast«, sagt sie.

Konstantin senkt den Blick zu Boden und schweigt.

12. Bitterkleid: Vampire

Mit Medikamenten, Facebook und Netflix soll also das Loch in uns gefüllt werden, das das Fehlen des Schmerzes in uns verursacht – vergebens.⁴ Denn da, wo wir suchen, ist nichts zu finden. Nur die Hysterie des Lebens macht es vergänglich und gibt ihm den Sinn, den wir brauchen, um glücklich zu sein. Wir aber können nicht mehr in diesen Zustand gelangen – längst sind wir zu tief in der Spirale drin, sind gefangen.

Wir sind also das, was man als wandelnde Tote bezeichnen könnte. Ja: Wir sind Vampire! Wir sind genauso durchtrieben wie diese Blutsauger. Ein Vampir der besonderen Art ist Jörg Bitterkleid. Dieser gehört zur Spezies der Politiker. Er ist einer von denen, die das Fleisch, das sie kriegen können, aussaugen, und zwar nicht von außen, wie in etwa Spinnen, sondern von innen heraus!⁵ Denn genau das geschieht im Zeitalter der Biomacht: Wir haben die Optimierung verinnerlicht, der Feind lauert nicht mehr im Außen und ist auch nicht durch Kriege zu besiegen – nein, er hat sich uns längst als Larve unter die Haut gefressen.

Heute sind die drei Anzeichen, die der Vampir zu bieten hat, nämlich Sex, Macht und Unsterblichkeit, die amerikanischen Ideale schlechthin. Und dass unsere europäische Gesellschaft in Zeiten der Biomacht durch und durch amerikanisiert ist, ist freilich kein Geheimnis.⁶ Was kann man

gegen solche Vampire tun? Angeblich kann da nur durch Zerschneidung der Glieder Abhilfe geleistet werden. Zerschnitten fühlt sich Jörg Bitterkleid aber ohnehin.

Alles beginnt mit einem Traum. Ein Traum, in dem er gefangen ist im Körper eines riesengroßen Tieres. Dass das Tier ein Wal ist, weiß Jörg Bitterkleid zunächst nicht. Er weiß nur eines: Da ist Graues um ihn. Ja: Ein riesiger, grauer Raum, der atmet. Fast wie eine Gebärmutter. Ein organischer Raum, ein lebender. Bitterkleid fühlt sich hingerichtet, ans Kreuz genagelt. Haltlos. Und bevor er sich in diesem Raum zurechtfinden kann, passiert es: Er wird ausgespien. Dann ist da Wasser. Nichts als Wasser. Bitterkleid treibt auf offener See. Doch es ist eine See, die endlos zu sein scheint. Er blickt sich um, während er Schwimmbewegungen vollführt. Kein Horizont in Sicht. Wo bin ich? Er versucht, seinen Blick an die Dunkelheit zu gewöhnen.

Erst als Michal Bitterkleid die Augen zusammenkneift, sieht er es, wie es schlafend neben ihm dahintreibt – das Monstrum, das ihn eben ausgekotzt hat. Blau und unendlich majestätisch ruht es im grauen Meer, das ihn umgibt. Ein schwebender Stein, dessen Schwanzflosse aus den Wellen zackt. In dem Moment packt ihn die Angst. Und Jörg Bitterkleid ergreift die Flucht. Er schwimmt, schwimmt so schnell er kann, obwohl er die Richtung, in die er flieht, nicht kennt. Doch seine Flucht bleibt nicht unentdeckt. Schon nach einigen Momenten geschieht es: Er spürt eine Änderung im Rhythmus des Meeres: Der Wal rast ihm nach, denkt Bitterkleid. Er nimmt wahr, wie Adrenalin durch seinen Körper schießt, beginnt, noch schneller zu schwimmen. Jörg Bitter-

kleid strampelt, gibt unrhythmische Impulse an das Wasser ab, wird panisch. Seine Bewegungen werden immer heftiger, immer verzweifelter, doch es hilft nichts – bald schon hat der steinerne Schatten ihn eingeholt. Das Wasser spritzt blutigen zitternden Schaum nach allen Seiten – dann Filmriss.

Schweißgebadet wacht Bitterkleid auf. Er hat verschlafen, denkt er. Und tatsächlich: Die Sonne steht schon voll am Himmel, als der Politiker wenig später aus dem Haus kommt. Der Tag ist klar, eine leichte Brise kräuselt die Bäume. Die Stadt quillt wie immer über von Leben, und Bitterkleid schiebt sich die Brille zurecht, räuspert sich kurz und tritt dann den Fußweg in die Arbeit an. Bereits aus der Ferne kann er ihn sehen: Mattsilbern, wie immer, schimmert ihm der Turm entgegen. Das Stahlskelett ist von Aluminiumplatten umgeben, zwischen denen einzelne Hartglasscheiben angebracht sind, die grau schimmern. Grau, genau wie der Wal, denkt Bitterkleid. Und: Warum träume ich nur so einen Blödsinn?

Er geht durch die leere Halle, weiter zu den Aufzügen, die sich im Innenkern des Bürogebäudes befinden. Dann drückt Bitterkleid, wie jeden Tag, leise den Knopf, der leuchtend aufblinkt. Etage drei. Er hört das leise Surren der Drahtseile, vertraut wie eh und je, und doch irgendwie dumpf. So als wäre er immer noch unter Wasser, im Bauch einer riesenhaften Bestie gefangen. Doch das Gefühl hält nicht lange an. Denn schon sirrt es. Die Tür geht auf, Bitterkleid steigt ein und bleibt reglos stehen. Der Fahrstuhl setzt sich in Bewegung, während Bitterkleid überlegt, was für Termine er heute hat. Er drückt auf Etage drei und verharrt reglos. War da nicht irgendetwas mit Wuzinger, dem Polizeiinspektor,

wegen eines Mordes? Bitterkleid überlegt. In dem Moment ertönt ein Piepen. Verwirrt schreckt Bitterkleid auf, und plötzlich erkennt er, dass er, gedankenverloren wie er ist, immer noch die Finger auf dem Knopf hat. Bitterkleid schüttelt den Kopf, lacht sich selbst aus, zieht die Hand zurück. Der Fahrstuhl summt leise, doch noch bevor die Türe schließen kann, steigt mit einem Mal Wutz ein. Wie immer sieht das leicht schwammige Gesicht des Kollegen freundlich aus, und wie immer zu Arbeitsbeginn hält Wutz eine Tasse Kaffee in der Hand, aus der es leicht dampft.

»Morgen«, sagt Bitterkleid und nickt.

Wutz nickt zurück und sein volles Gesicht lappt ein wenig über den Hemdkragen. Angewidert von seinem Doppelkinn senkt Bitterkleid den Blick. Geschwollen wirkt dieser schwammige Mann, geschwollen, monströs wie – ein Wal, denkt er. Mit einem Mal fällt Bitterkleid wieder der Traum ein, und er starrt gedankenverloren ins Nichts.

»Ich glaub, ich hab was für dich«, meint Wutz, nachdem er an seinem Becher Kaffee genippt hat.

»Ja?« meint Bitterkleid wenig begeistert.

»Nanu! Du wirkst ja heute recht mürrisch!«

Sein Kollege betrachtet ihn grinsend und Bitterkleid fixiert für einen Moment angewidert die vom Kaffee leicht braun-gefleckten Zähne, fixiert das harte Gebiss.

»Entschuldige, schlecht geschlafen«, murmelt Jörg Bitterkleid dann bloß leise.

Wutz grinst, sein Unterkinn labbert ein wenig. Er nestelt kurz in seiner Rocktasche, und dann drückt er Bitterkleid etwas an die Brust. Ein Stück Papier. Jörg Bitterkleid hat Mühe, es aufzufalten.

Schließlich gelingt es, und er sieht, dass es eine Ausgabe des Münchner Tagesblattes ist.

»Experiment mit Alterungs-Gen«, liest Bitterkleid halb verschlafen.

Für einen Moment zuckt er zurück. Die Zeilen leuchten. Scheinen ihn förmlich anzuspringen. Bitterkleid stößt ein Schnauben aus.

»Spannend, oder?« meint Wutz hingegen.

»Aber ja«, flötet Bitterkleid, der keine Lust auf Streitgespräche am Morgen hat.

Quatsch, denkt er jedoch in Wahrheit und erinnert sich an Ella, eine junge Tänzerin, mit der er vor kurzem eine Affäre begonnen hat und die ihn nach und nach immer mehr langweilt, genau wie seine Frau. Leider altert alles, auch hört die Liebe sehr bald auf, und das weiß jedes Kind, oder?

»Ich gebe dir das«, fährt Wutz da fort und streicht sich mit seinen schwieligen Fingern über die Stirn, »nicht von ungefähr.«

Interesse heuchelnd zieht Bitterkleid eine Augenbraue in die Höhe.

»Sondern?« meint er wenig interessiert.

»Nun ...«

Wutz räuspert sich.

»Es geht um ein neues junges Forschungsteam, das neue Erkenntnisse gemacht hat«, sagt er dann. »Es geht um Geld. Viel Geld«

Bitterkleid versteht nicht, merkt aber, wie er langsam neugierig wird.

»Klär mich auf!« meint er.

»Verstehe. Transhumanismus also, die Entwicklung von

Exoskeletten, Spezialbrillen, die das Sehen verbessern, hochladbaren Gedächtnisspeichern etc.«, sagt er und fährt mit der Hand in der Kluft herum.

Wutz wiegt den Kopf hin und her.

»Nicht ganz«, meint er.

»Sondern?«

»Es geht um das Ausmerzen todbringender Gene!«, meint Wutz.

»Aha«, sagt Bitterkleid.

»Am besten rufst du mal die Projektleiterin, eine Konradi, an«, meint Wutz, während er seinen Pappbecher in eine Mülltonne neben dem Lift gleiten lässt.

Bitterkleid schluckt.

»Okay«, murmelt er dann, in Gedanken schon wieder ganz bei Ella, die er bald zum Abendessen treffen würde.

»Empfehle mich!« meint Wutz, als sie oben sind.

Mit diesen Worten macht er am Absatz kehrt und winkt lässig mit der rechten Hand.

»Bis dann, Kollege!« murmelt Bitterkleid und wendet sich ab.

Ewig Leben, denkt er, noch so ein Blödsinn! Das ist doch bloß was für die Boulevardpresse, oder? Jörg Bitterkleid schüttelt den Kopf. Im Dämmerlicht des Ganges, in dem offenbar eine Lampe ausgefallen ist, streift er in sein Büro und merkt, wie er dabei seufzen muss. Mit einem Mal kommt ihm der schlauchartige Gang, den er entlanggeht, vor wie der Leib eines Wales. Ja: Vielleicht ist es dieser Job, dieses Gebäude, diese graue Stahlkonstruktion, in deren Käfig ich in Wahrheit gefangen bin? Bitterkleid überlegt, während er die

Tür zu seinem Büro aufschließt. Mit einem Mal ist sein Kopf voller Gedanken. Gedanken der verpassten Chancen. Dabei hat doch seine Zeit in der Regierung so gut begonnen! Ja: Am Anfang ist er zu beschäftigt und zu glücklich gewesen mit seiner Arbeit, erinnert sich Bitterkleid. So eine Karriere! Und das Privatleben stimmt auch noch! Das hörte er von allen Seiten. Eine Weile fühlte er sich auch tatsächlich wohl im grauen Bauch dieses Stahlturms. Dann kam die Entfremdung. Der Alltag, die Routine. Wutz' Doppelkinn, das ihn immer mehr anpisste. Die Versuche, etwas Neues zu entdecken: Gespräche mit Unbekannten, weniger prominenten Leuten, spannende und exotische Stories, Affären mit schönen Frauen. Jetzt Ella. Aber nichts, denkt Bitterkleid, hält, was es verspricht. Denn kaum hat man mal etwas Neues entdeckt, stellt sich sofort eine trübe Art der Langeweile ein. Bitterkleid merkt, wie er jetzt schon wieder müde ist. Dabei hat der Tag noch gar nicht angefangen! Seufzend legt er den Zettel, den Wutz ihm gegeben hat, auf den Schreibtisch und setzt sich. Ja, sagt er sich dann, gib es doch zu: Du bist gefangen! Ein seltsames Gefühl des Schmerzes geht mit dieser Erkenntnis einher. Und da Bitterkleid ein Kind seiner Zeit ist, versucht er jede Form von Schmerz, so gut es geht, zu vermeiden.

13. Conny, Sina und Mina: Malen und Forschen

Was Luise, Conny, Mina und Bitterkleid leider vergessen, ist: Schmerz reinigt! Früher waren es zumindest noch die Künstler, die an diese Tatsache erinnern konnten. Durch die Kommodifizierung und Ökonomisierung der Kunst aber, haben wir diesen Ansatz beinahe völlig vergessen. Im Zuge dessen verschwimmt auch die Trennlinie zwischen Kunst und Kommerz immer mehr, werden die heutigen »Kreativen« marktkonform gemacht und eingekauft. Adornos Idee, dass Kunst aus einer Art »Fremdheit zur Welt« erwachse, ist längst Geschichte.

Das weiß auch Conny, der inzwischen leidenschaftlich malt – und zwar gegenständlich. Fleischliche Frauenköper, umhüllt von einer leuchtenden Astralschicht, zieren seine Leinwände. Inzwischen ist es warm geworden, und Conny sitzt auf einer Wiese am Rande der Stadt, während er einen Baum fixiert und versucht, ihn darzustellen. In dem Moment kommt Sina von einem Picknick mit Freunden zurück. Sina sieht sich um.

Staffelei, Sommerhut und Sonnenschirm. Sie fragt sich, in welchem Jahrhundert sie gelandet ist. Aber dass sie sich selbst ein wenig ablenkt gegen die Riesengrößen der Stille, ist das einzige Notwendige für sie. Sina hat zu viel Zeit und zu wenig Sinnvolles zu tun. Sie nähert sich also dem, der da unterm Sonnenschirm hockt.

»Hi«, sagt Sina.

Blonde Locken. Dunkle Augen. Conny hebt den Blick und sieht an ihr vorbei.

»Darf ich schauen?« fragt Sina und deutet auf die Staffelei.

»Ja«, sagt Conny erstaunt.

Was diese kleine Göre wohl von ihm will?

Sina kommt näher.

»Was tust du hier?« fragt Sina.

»Ich male den Baum«, erklärt Conny und kommt sich bescheuert vor.

»Wie heißt du?«

»Conny!«

»Ich bin Sina!« sagt das Mädchen und lächelt.

Sina fixiert den zarten Mann. Sie beobachtet, wie er den Pinsel in der Hand hält. Kleine starke Hand. Wie eine Tatze, eine Babytatz.

»Macht das Spaß?« fragt Sina.

Conny seufzt. Er sieht Sina nicht an. Legt den Pinsel zur Seite.

»Keine Ahnung«, murmelt er und fühlt sich ertappt.

Das Mädchen steht einfach nur da. Steht da und guckt auf das Papier. Ein Baum wie auf einem Foto. Sie hat keine Ahnung, was sie davon halten soll, denkt Sina. Sie weiß nicht recht. Zuckt mit den Achseln. Sie fragt nicht weiter, schweigt kurz.

Dann:

»Schön ist's hier. Oder?«

Sina blickt Connys Schuhe an, die an den Rändern mit Tesaband beklebt sind. Er trägt ein weißes Hemd. Kleine Ringe aus Schweißflecken picken ihm den Stoff in den Achsel-

höhlen fest. Seine Haut ist fast weiß und übersät mit tiefbraunen Sommersprossen. Sein Blick ist schräg. Zur Seite gerichtet. Als gäbe es Sina nicht.

»Ja«, sagt Conny.

Seine Lippen formen einen saftigen Schmollmund. Das Gesicht hat etwas Asymmetrisches, denkt Sina, während sie Conny ansieht. Er zieht die Augenbrauen hoch. Sie setzt sich neben ihm ins Gras. Schlingt die Arme um die Beine. Die Sonne bringt sie dazu, ihn verzwickt anzuschauen. Conny hebt den Kopf und sieht Sina in die Augen. Sie fällt in seinen Blick. Wie riesig seine Nase ist, denkt sie.

»Darf ich noch mehr Bilder sehen?« fragt Sina da.

»Ja. Ich arbeite, bis die Sonne untergeht.«

»Ich werde abends zurückkommen.«

Conny lächelt.

»Dann bin ich noch hier.«

Sina lächelt, steht auf.

»Also dann. Bis später.«

»Ja!«

Verwirrt sieht Conny dem Mädchen nach. Dann widmet er sich wieder der Leinwand. So vergeht die Zeit.

Irgendetwas fehlt, denkt Conny wenig später enttäuscht, als er sein fertig gewordenes Werk betrachtet. Und er hat auch recht damit. Denn Kunst ist bis heute nur möglich durch den Schmerz, den Riss, durch den das Andere Eintritt in uns findet. Der Baum ist zu glatt, zu gekonnt dargestellt. Von einem gemalt, der weiß, was er tut. Conny seufzt. Nur wer von dem Fremden angerührt wird, kann wachsen – und so lebendig bleiben. Wird dieser Prozess gehemmt, befinden

wir uns in der Hölle des Gleichen, sind gefangen und werden zu Zombies, zu Maschinen von uns selbst. Genau so geht es Mina, die sich inzwischen nur noch durch die langen Gänge ihres Krankenhauses bewegt wie ein Geist. Der Körper ist im Zeitalter der Maschinen kein Produktionsmittel mehr. Er wird bloß noch manchmal dazu ernannt – und muss funktionieren, komme, was wolle. Er darf nicht hinter das Potential der Maschinen zurücktreten, die ihn umgeben. Soviel weiß Mina. Das bedeutet: Schmerz muss in jeder Hinsicht reduziert, wenn nicht sogar eliminiert werden.

»Gute Nachricht!« meint ihre Chefin Konradi, als Mina an diesem Tag ihr Zimmer betritt.

Mina blickt auf, zieht eine Augenbraue in die Höhe.

»Ah ja?«

Konradi nickt, setzt sich an ihren Tisch und hämmert mit den Fingernägeln gegen die weiße Oberfläche. Diese sind lang gewachsen und rot lackiert, synthetische Fingernägel. Überhaupt erinnert Konradi in ihrem gesamten Aussehen an eine der Roboterfrauen, findet Mina. Zumindest rein äußerlich. Sie ist groß gewachsen, extrem schlank und hat riesige Brüste, die in dem langen weißen Kittel spannen. Doch: Konradis Gehirn ist völlig anders geraten, weiß Minas Bescheid. Im Gegensatz zu Roboterfrauen, denen man nur ein paar Sätze und viele körperliche Funktionen einprogrammiert, hat Dr. Konradi nämlich einen verdammt hohen Wissensspeicher im Gehirn.

Konradi sieht Mina scharf an.

»Ja, meine Liebe. Ein neues Forschungsprojekt sucht noch Kooperationspartner und wir haben uns entschlossen, mitzumachen.«

Mina ist erstaunt.

»Tatsächlich?«

Konradi klackert mit den Fingernägeln.

»Ja. Allerdings muss mit sämtlichen Forschungsergebnissen streng vertraulich umgegangen werden!«

»Verstehe«, nickt Mina und wirft rasch einen Blick auf ihre Armbanduhr. Puls 72, alles im Lot.

»Was soll es denn sein?« sagt Mina und erinnert sich an ein Projekt, bei dem sie einmal mitgemacht hat. Es ging dabei darum, einem Jungen zu helfen, der aufgrund einer schweren ALS-Erkrankung keine motorischen Fähigkeiten mehr hatte. Man montierte ein Chip in seiner Lesebrille, das seine Hirnwellen auffing und diese an einen Laptop weitergab. So war es ihm möglich, allein mit kognitiven Fähigkeiten Befehle zu geben und seinen Computer zu steuern.

»Es geht um Experimente mit einem Alterungs-Gen«, erklärt Konradi.

»Im Schnitt leben Tiere, die 30 Prozent weniger Kalorien zu sich nehmen, um 30 Prozent länger. Das wurde flächendeckend nachgewiesen!« sagt sie.

Mina zieht eine Augenbraue in die Höhe.

»Ach ja?«

»Ja. An Mäusen, Würmern, Ratten, Hefezellen et cetera hat man dies bereits verifizieren können«, sagt Konradi.

Mina nickt.

»Fehlt also nur noch ein Experiment mit dem Menschen«, sagt sie.

»Die Industrie würde gerne eine Substanz finden, die man dem Körper einimpfen kann – schließlich will keiner auf Dauer mit so wenig Kalorien auskommen.«

»Ist es das, was wir vorhaben?«

»Nicht ganz.«

Mina schweigt kurz. Konradi macht es aber wirklich spannend, denkt sie.

»Vor Kurzem wurde im Zuge dieser Forschung ein neues Gen, das Sirtuin-Gen, gefunden, das auch ausgeschüttet wird, wenn man Rotwein trinkt. Es verlangsamt Hautalterungsprozesse. Geht es darum?« fragt sie, neugierig geworden.

Konradi lächelt, denn sie spürt ihre Machtposition.

»Knapp daneben«, grinst sie. »Wir wollen mit Telomerase experimentieren, einem Stoff, der die biologische Uhr beeinflusst. Jedes Mal, wenn sich Zellen teilen, werden die Enden der Telomerase ein wenig kürzer und dadurch altern wir.«

Mina nickt, sie erinnert sich dunkel, darüber gelesen zu haben.

»Wenn man diese aber im Labor erzeugt, können sie sich bis zu 300 Mal öfters teilen – Grund dafür sind bestimmte chemische Prozesse, denen man sie aussetzt. Und nun stellen sie sich vor, man vollführt diese Prozesse an einem Menschen.«

Mina versteht.

»Er könnte ewig leben«, sagt sie.

Konradi klopft auf den Tisch.

»Bingo!« ruft sie.

Mina stockt.

»Aber Telomerase schürt auch das Entstehen von Krebszellen.«

»Sie sagen es«, entgegnet Konradi. »Deswegen müssen wir vorsichtig sein!«

Ein Schauer läuft über Minas Rücken.

»Ich kann mich doch auf sie verlassen?« will Konradi wissen.

»Freilich«, kommt es mechanisch aus Mina.

Konradi seufzt, wischt sich ein paar Strähnen hinter ihre kleinen Ohren und stößt ein wenig Luft aus.

»Gut so«, sagt sie und schiebt Mina ein Blatt Papier unter die Nase.

14. Luise: Erinnerungen

Manchmal weiß Luise nicht, ob sie noch neben ihrer betrunkenen Mutter im Schnee liegt, oder schon den Dessous-Laden betritt, in dem sie arbeitet. Erinnerung ist der Kern dessen, was wir als Ich wahrnehmen. Immer wieder kommt es zu einem Oszillieren zwischen den unterschiedlichen Zeitebenen: gestern und heute, Kindheit, Gegenwart, Zukunft und Traum – das alles scheint ineinander zu stecken wie verfilzte Haare. Wie auch nicht: In Wahrheit ist, schenkt man der Gehirnforschung Glauben, jedes Erinnern ein Vergessen:

Ein Erlebnis wird so oft im Kopf abgespult, bis sich die gesamte Information von selbst gelöscht hat. Dies geschieht durch ein permanentes Übereinanderlagern der Schichten und Bilder in unserem Gehirn. Man kann so einen Prozess mit einem Satz vergleichen, der immer wieder aufs Neue ge- und dabei überschrieben wird, bis schließlich die Schrift dermaßen fett und angereichert aussieht, dass sie nur noch an einen Strich erinnert: Das Ausgangsmaterial verwischt, wird diffus, lässt sich nicht mehr wirklich erkennen. Luise muss sich immer wieder an den Tod ihrer Mutter erinnern, bis nichts als ein Loch übrig geblieben sein wird: Ein Zuviel an Information, das sich durch die Überlagerungen selbst auslöscht. Diesen Ablauf kann man auch mit einem Phänomen aus der Musik vergleichen: Ähnlich wie mit den Bildern in unserem Kopf verhält es sich, metaphorisch gesehen, nämlich auch mit den Frequenzen. Denn schichtet man alle Tonhöhen übereinander, so erhält man weißes Rauschen: ein Überangebot an

Informationen. Doch der Vorgang des Überschreibens – für uns Menschen, die wir doch auf lange Reisen mit Worten und Geschichten gehen, diese drehen, wenden und zusammensöpfeln, bis wir sie in eine Form gebracht haben, die uns für den Moment zumindest ein wenig beruhigt – ist nicht das Einzige, was passiert, während sich unser Gehirn erinnert. Bei jedem Mal, in dem wir ein Bild der Vergangenheit aufrufen, geht außerdem auch ein gewisses Detail verloren. Luise weiß nicht mehr, wie ihre Mutter gerochen hat, bevor sie zu trinken begann. Geblieben ist nichts als die Erinnerung an einen Geschmack gegorener Trauben, der sie anekelt. Hin und wieder kommen neue Elemente hinzu, die sich assoziativ zu den Bestehenden verhalten. Hatte Eva nicht immer ein leicht gerötetes, vom Alkohol aufgedunsenes Gesicht? Luise denkt, es muss wohl so gewesen sein, oder? Doch der Prozess in ihrem Gehirn ist nur eine Art dieser Stille-Post-Spiele im Kindergarten – er gleicht dem Entstehen von Gerüchten.

Wie auch immer, es bleibt, festzustellen: »To remember is to forget.« So würde jedenfalls Sina es formulieren, die genau wie ihr Bruder Konstantin durch und durch amerikanisiert ist. Denn der Sinn des Erinnerns ist alleine der, Dinge zu speichern und wieder abzurufen, die noch nicht abgeschlossen sind. Das Geschehene muss also eine Funktion in der Gegenwart haben. Ähnlich passiert auch Verdrängen: Die Leerstelle, die sich durch traumatische Ereignisse in das Gehirn hineingeschoben hat, sodass ein Ereignis nicht mehr auffindbar ist, dient unserer Psyche, uns zu schützen. Luise weiß nicht mehr, wie genau ihre Mutter gestorben ist, und sie will es auch gar nicht wissen, denn das Nicht-Erinnerte hindert uns im Gegensatz zu wichtigen, immer wieder vom

Gehirn wiederholten Erlebnissen, daran, die Gegenwart zu bewältigen. So kreist die Wahrnehmung um eine leere Hülle, ein »Ich-Loch« – ein Moment, das sich sprachlich nicht fassen lässt. Wir alle kennen es heute: das Trauma.

Spannenderweise lebte gerade in Wien ein besonderer Mann, der sich mit dem Vergessen und den Funktionen des Gehirns intensiv auseinandersetzte: Sigmund Freud. Als einer der Ersten etablierte er den Begriff der Verdrängung, den er als psychologischen Abwehrmechanismus bezeichnet, durch den tabuisierte oder bedrohliche Sachverhalte und Vorstellungen von der bewussten Wahrnehmung ausgeklammert werden. Verdrängung wird hier als gewöhnlicher, bei allen Menschen auftretender Vorgang aufgefasst. Ein Schutzmechanismus. Wir wissen Bescheid. Wen wundert es, dass die in Wien lebende Luise auch eine Psychotherapie macht? Inzwischen gehört das hier ja fast zum guten Ton.

Sigmund Freud also, einer der besonderen Wiener. Kein Wunder demnach, dass ausgerechnet die Wiener im Vergessen und Verdrängen gut sind, wie zumindest die Geschichte gezeigt hat. Was aber bei einer vergewaltigten Frau als Lebensnotwendigkeit dient – ihr Gehirn muss die Bilder zensieren, muss das Geschehene in einen dunklen Schleier hüllen, um den Alltag ohne Furcht und Einschnitte bewältigen zu können – das ist in der Politik wiederum lebensbedrohlich.

Die Verbrechen der NS-Zeit wurden trotz permanenter Bemühungen engagierter Geschichtslehrer und zahlreicher Versuche der Nachkriegsgeneration, vernachlässigte Informationen wieder ins Gedächtnis zu rufen, bis in die letzte Generation hinein nicht wirklich aufgearbeitet, was zu einer

Übersättigung meiner Generation geführt hat. »Nicht schon wieder die Nazis!« Stöhn, murmel, seufz. So reagieren Sina und Konstantin im Geschichtsunterricht, wenn ein bemüht engagierter Lehrer über die schrecklichen Bilder der KZs zu referieren beginnt.

Auch Luise will von den ganzen grauenhaften Geschichten nichts wissen. Spannender wäre es, bekäme man detaillierte Informationen darüber, wie man in die Situation kommen kann, Täter zu werden, denkt Conny: Den Abgrund thematisieren, der in uns allen schlummert, diese – eben verdrängte – Angst vor dem Fremden, dem, was die Psyche nicht zu fassen bereit ist. Aber auch die innere Wut ansprechen oder besser noch einfach bloß herzeigen, die sich nicht kanalisieren lässt, uns Menschen aber einfach auch ausmacht: Wir wissen inzwischen, dass das aggressive Moment lebensnotwendig ist. Ohne Aggression könnte der Mensch ja nicht einmal essen. Luise hat ihre Wut hinuntergeschluckt, sie ist Fleisch geworden und wurde durch die Verbindung der Nabelschnur der DNA ihrer Kinder Konstantin und Sina eingepflegt. Noch ein Gefühl wurde nie angesprochen: Diese Leere, das Getrenntsein, den Mangel an Verbindung.

Leere also. Unser Gehirn erfindet – nicht nur wenn es sich erinnert oder vergisst – Geschichten. Doch es schreibt sie um Leerstellen, kreist um das Wesentliche wie die Erde um die Sonne, ohne ihr je wirklich nahe zu kommen. Was, wenn es aber auch unsere Erinnerungen nicht wirklich gibt? Denn da sie sich jedes Mal neu mit sich selbst überlagern, überlappen und gleichzeitig Teile von ihnen in unserem Kopf ausgezehrt,

schließlich ausradiert werden, was ist dann wahr? Wie könnte sich anhand dieses Abgrunds ein Ich konstituieren? Wie kann etwas entstehen, das jeden Tag aufs Neue und mit großer Sicherheit behauptet: »Ich bin Luise?« Gibt es so etwas wie Identität überhaupt?

Ähnlich lässt sich die Frage des »Ich« und des »Du« stellen, aber auch die Frage nach Gegenwart und Vergangenheit. So schwappen in Luisens Kopf die Zeitschichten manchmal loopartig ineinander, denn was verdrängt wird, das verhält sich wie ein Boomerang, die Untoten fressen die Gegenwart auf mit ihren »Restenergien«. Geschichte franst aus und lappt ins »Jetzt« hinein, ist nicht mehr vom Augenblick zu trennen. Womit wir wieder bei den Verbrechen der NS-Zeit gelandet wären. Denn um genau diese untoten Toten, die dem Krieg zum Opfer fielen, geht es in Luisens Wohnung. Eva, die ein Verhältnis mit einem Alliierten hatte und davon schwanger geworden ist, wartet heute noch als Untote auf ihren Geliebten. Und damit ist sie bestimmt nicht die Einzige in der Geschichte Wiens.

15. Luise: Untote

»Wo ist mein Abendessen?« sagt Konstantin, als Luise von der Arbeit zurückkommt.

»Ha?« fragt seine Mutter.

Und dann: »Ich dachte, du hast noch Nachmittagsunterricht?«

Leicht gekrümmt steht sie da, zieht sich die Stöckelschuhe aus und schleift durchs Zimmer wie eine alte Frau. Mit schiefem Oberkörper schiebt sie sich in Richtung Tisch, setzt sich dann nieder.

Sina, die sich gerade ihrem I-Phone zuwendete, meint ohne aufzublicken:

»Hast du gesoffen?«

»Schon möglich«, entgegnet Luise kichernd.

»Aha. Radek. Oder?« meint Sina.

Konstantin sieht erstaunt auf.

»Heißt das, der Typ hat dich angefixt?«

Luise zuckt mit den Schultern.

»Kann sein. Ja«, murmelt sie.

»Das hat es noch nie gegeben, dass du wegen eines Mannes länger weggeblieben bist! Dachte die sind alle Arschlöcher, wie Papa!« ruft Konstantin wütend aus und verschränkt die Arme vor der Brust.

»Und ich dachte, du bist noch im Nachmittagsunterricht!«

Luise lächelt mit einem Mal vergnügt.

Es dauert lange bis Konstantin die Verschränkung seiner

Arme auflöst. Er stützt sich mit den Händen auf den Tisch.

Wie groß er ist, denkt Luise, viel größer als sie. Sein Augenpaar tastet Raum und Geschehen ab. Er wirkt wütend und besorgt gleichzeitig.

»Warum hast du ihn belogen?« fragt Sina da.

»Wen?« fragt Luise.

Ihr Mund wird schmal, fast weiß, weil sie die Lippen so fest aneinanderpresst. Nie wieder ein Wort sprechen, denkt Luise. Man macht ja doch immer alles falsch, mit den Kindern, wenn man was sagt. Sie wischt sich die schweißigen Hände im Schoß trocken. Alte Hände, runzelig und müde.

Sina betrachtet ihre Mutter. Ihre Augen sind dunkel umrandet, ihre Haut wirkt müde und blass. Eingefallen, über Nacht gealtert.

»Den Franzosen«, sagt Sina.

Luise verdreht die Augenbrauen.

»Ach come on. Ist doch scheißegal jetzt, oder?« sagt sie.

Sina schüttelt den Kopf.

»Nein. Und überhaupt. Deine Mutter. Was ist mit der passiert!« ruft Sina und legt ihr Handy weg.

»Genau!« sagt Konstantin. »Nie sprichst du von Oma! Wer ist dein Vater gewesen?«

Luise stößt ein verbittertes Kichern aus.

»Schauschau, die Kleinen werden aktiv. Ist euch langweilig? Keine neuen Computerspiele mehr? Tote Hose auf Facebook? Werdet ihr jetzt Detektive?«

Sina verzieht die Lippen zu einem schmalen Strich,

»Du bist gemein«, sagt sie leise.

Da geschieht es: Etwas huscht durch das Zimmer. Ein seltsames Geschiebe und Rumoren ist zu hören. In dem Moment löst sich wieder ein Schatten aus den Wänden. Es ist Eva.

»Nicht streiten. Nein!« ruft sie.

Luise reibt sich die Ohren.

»Da schreit wer«, sagt sie leise.

Mit einem Mal ist etwas fremd in ihr.

Luise wischt sich über die Augen.

»Mir ist irgendwie alles zu viel. Sina, Konstantin, bitte, lasst uns schlafen gehen.«

Ihre Stimme klingt seltsam abgehackt.

»Nicht jetzt!« ruft die Untote, aber keiner hört sie.

Sina nickt.

»Hast recht«, sagt sie.

Komisch, dass es schon wieder so laut hier ist, denkt Sina.

Es ist, als höre sie ein Rumoren. Sie fragt sich, woher es wohl kommt.

»Lasst mich doch mal was mit Radek trinken«, meint Luise da leise. »Lasst mich doch einfach einmal froh sein. Einen Moment. Hab ja sonst nix vom Leben.«

Konstantin steht erregt auf.

»Sind wir nix?«

Luise senkt müde den Blick.

»Du verstehst schon.«

Konstantin schüttelt den Kopf.

»Nein, eben nicht! Du denkst, du hast nichts. Weil du uns nicht teilhaben lässt. Du teilst dich nicht. Das ist das Problem!« sagt Sina da laut.

Es ist der Versuch einer Annäherung, aber Luise blickt ihre

Tochter an und hat das Gefühl, sie befände sich vor einer Mauer.

Wir sehen nicht, was wir sehen, wir sehen, was wir sind. Früher hat Luise gern mit ihren Kindern gesprochen, aber jetzt ist sie mit allem überfordert. Sie senkt den Blick. Es pocht in ihrem Gesicht, wird eng. Nur jetzt keine Ohnmacht. Der Atem ist ein holpriger Rhythmus. Sie verkneift den Blick, obwohl sie keine Sonne im Gesicht hat. Mit einem Mal wird Luise klar, dass sie riecht. Ja: Sie riecht, riecht nach verschwitztem Synthetik-Kleid. Es ist warm, fast stickig in ihr. Luise ringt nach Luft.

Auch Sina atmet schwer, denn Eva hat sich als Wolke über sie gestülpt.

Sina schwankt. Sie spürt den Sog, spürt ein Ungleichgewicht das zwischen den Lebenden und den Toten herrscht.

»In diesem Haus knackst es überall«, murmelt Luise leise.

Da kommt Konstantin auf sie zu, greift nach Luises Hand. Luise aber ist es peinlich, dass sie so stark schwitzt. Sie befreit ihre Finger aus der Enge zwischen ihnen, verkrampft ihre Finger zu einem Knoten. Nur weg, denkt Luise.

»Bist du nicht neugierig?« fragt Sina leise.

Luise zuckt mit den Schultern.

»Ich brauch nicht wissen, wer mein Vater war. Es ändert nichts an meinem Leben!« sagt sie.

Sina schüttelt den Kopf.

»Nein, ich mein nicht wegen Opa. Ich mein mit Oma. Willst du nicht wissen, ob es ein Selbstmord war?«

»Was?« ruft Luise auf.

Ihre Stimme klingt spitz und dünn. Ihre Hände kleben

ineinander. Sie verliert ihren Kopf, kann sich nicht in die Gegenwart zurück atmen. Wohin?

Sina seufzt, als sie die Mutter betrachtet. Ein großes trauriges Gefühl breitet sich in ihrem Bauchraum aus, in ihrer Brust. Es will in die Kehle, wird eine Art Würgen. Sina schluckt und sieht die Mutter an.

Luise zuckt kurz auf. Betrachtet die Blätter, die an den Ästen der Bäume hinterm Fenster zu sehen sind.

»Bitte, lasst uns schlafen gehen«, sagt sie dann noch einmal.

2. TEIL MITTE

16. Sina: Wieder Wolken

Sie sind uns nah und doch so fern. Rein räumlich gesehen finden sich Wolken hauptsächlich in der Troposphäre und geistern dort mit oft unterschiedlicher Bewegungsrichtung in deren verschiedenen »Etagen« umher; zum Teil kommen sie aber auch in der Stratosphäre und der Mesosphäre vor, wo sie uns als leuchtende Nachtwolken erscheinen. Aber Wolke ist nicht gleich Wolke! Diese Seinsarten unterscheiden sich in ihren Eigenschaften durchaus! Um Beobachtungen übertragen zu können, wurden Wolken bereits vor über einem Jahrhundert klassifiziert. Wenn es aber Wolkengattungen gibt, wie sieht das für unsere Menschen hier aus? Wie kann man dieser kapitalistischen Leistungsgesellschaft, die in Zeiten der Biopolitik alle, alles und jeden beherrscht, entgegenwirken? Ganz einfach: In dem ich mein eigenes Fleisch aufgebe. Ja, Sie haben richtig gelesen: Durch Entkörperlichung geschieht Widerstand. Und zugegeben: Eine Wolke ist doch um vieles weniger Körper als ein Mensch aus Fleisch und Blut, oder? Ja: Eine Wolke besteht aus Aerosol einer Ansammlung fein dispereser Teilchen, die im Gasgemisch der Luft umher flirren. Dabei handelt es sich aber keineswegs bloß um Wasserdampf, o nein! Es ist ein Gas und genauso unsichtbar wie die restliche Luft. Wolken jedoch kann man sehen. Und das geschieht folgender Maßen: Nach dem Abkühlen unter eine bestimmte Temperatur, den sogenannten »Taupunkt«, bilden sich aus dem Wasserdampf winzige Wassertröpfchen, in großer Höhe auch winzige, schwebende Eiskristalle.

Der Durchmesser der flüssigen Tröpfchen bewegt sich typischerweise im Bereich von zwei bis zehn Mikrometern, kann jedoch gerade bei Regenwolken mit bis zu zwei Millimetern auch viel größer sein. Große Tropfen und die noch wesentlich größeren Hagelkörner können nur entstehen, wenn starke Aufwinde der Schwerkraft entgegenwirken. In diesem Spannungsfeld also entsteht sie, die Wolke – ein Zwischending zwischen Luft, Nichts und ein wenig von Etwas. Eine Wolke also hat einen Körper, doch sie hat auch wieder keinen! Eine besondere Form der Entkörperlichung der Menschen unserer Zeit ist zweifellos die Magersucht. Hélène Cixous sah in dieser die letzte mögliche Art, in einer optimierten Gesellschaft Widerstand zu leisten.

Magersucht also. Sinas große Liebe, Sinas große Verzweiflung. Man hungert sich zu Tode. Zählt Kalorien, studiert Nährwertangaben, wird immer weniger und brennt immer mehr. Man verbrennt. Die Tage werden diffus, die Sucht schiebt sich über die Wahrnehmung, als wäre sie eine Wolke. Ja: Wie ein Schleier hängt die Krankheit vor dem Blick. Eine Schleierwolke. Diese ist eine der drei großen Wolkenformen, schenkt man dem Franzosen Jean-Baptiste Lemark Glauben. Sie erinnert an die Form eines Elefantenrüssels. Ja, zumindest sehen wir Menschen das so, denn Wolken können manchmal eigenartige Formen annehmen, die das menschliche Auge mit Dingen aus dem Alltag verbinden kann. Vor allem bei stärkeren Winden, welche die Wolken ausfransen und sich immer wieder neu bilden und verformen lassen, kann man viele Dinge »sehen«. So auch die Seele eines magersüchtigen Mädchens, das sich gerade zu Tode hungert, oder?

Dieses zumindest ist Thema des folgenden Textes. Querschnitten wird die akribisch genaue Dokumentation der letzten Tage im Leben dieser jungen Frau mit dem inneren Monolog eines verhungerten Kindes aus der 3. Welt. Laut WHO ist eine der 10 häufigsten Todesursachen Durchfall – und das betrifft vor allem Verhungerte, die von ranzigen Nahrungsresten leben. Für jedes verhungerte Kind in der dritten Welt erkrankt vielleicht eines in einem »unserer« Wohlstandsländer an Magersucht. Das nennt man Systemerhaltung. Wer kann dieses sprengen? Vielleicht die Sprache, vielleicht der Tod. Sina jedoch weiß von alledem nichts. Sie folgt nur einem Gefühl. Ja: Sina will verschwinden.

»Ich muss dünner werden«, denkt sie, jetzt, da sie vor dem Spiegel steht.

In der Nacht hat Sina von der Großmutter geträumt. Sie war in einer Art Kathedrale, um sie herum fette Männer mit schwieligen Fingern und Bischofsmützen, die auf sie zeigten, sie an einen Pfahl binden ließen. Dann war da mit einem Mal Feuer. Feuer, das den Pfahl empor kroch und die Großmutter aufzufressen drohte. Sina ist wie erschlagen von dem Traum. Sie weiß noch: Sie streckte die Arme aus, zog die Großmutter aus dem Feuer. Ihr Körper fiel auf sie, schien sie zu erdrücken. Aber als Sina noch einmal hinsah, war es nicht die Großmutter, sondern die Mutter, die in ihren Armen lag. Sina betrachtet sich im Spiegel, seufzt. Je weniger sie isst, desto weniger fühlt sie. Und dann, irgendwann, wird auch die Angst weggehen. Die Angst vor diesen Träumen. Spätestens, wenn sie selbst weggeht, denkt sie. Oder?

17. Bitterkleid: Der Vampir

Dass Vampire nicht erst im Zeitalter der Biomacht verherrlicht werden, zeigt ohne Zweifel die Geschichte des Christentums: Denn was war Jesus anderes als ein aus dem Grab entstiegener Toter, ein untoter Zombie, der noch heute die Gesellschaft heimsucht? Der Auferstandene kann so gesehen zweifellos als ein Vorläufer des modernen Untoten gesehen werden. Bitterkleid ist, obwohl er der christlichen Partei angehört, nicht wirklich religiös. Aber jetzt, da sich sein Inneres aufgrund des Traumes von letzter Nacht seltsam dunkel anfühlt, sehnt er sich doch ein wenig nach einem Erlöser. Ähnlich grau und dämmernd im Inneren wie der Tag, der als Nebel über der Stadt hängt, beginnt Jörg Bitterkleid seine Arbeit. Lustlos blättert er in einigen Illustrierten, überlegt, ob er eher seine Rede für die Museumseröffnung heute Abend durchgehen oder lieber eine Tasse Kaffee beim Automaten holen soll – lässt dann doch lieber beides bleiben. Wie sich motivieren? Denkt er. Er weiß es einfach nicht. Bitterkleid beugt sich nach vorne, legt den Kopf zwischen die Handflächen und reibt sich die Schläfen. Es hämmert wieder und wieder in seinem Hirn. Wal, was hat das bloß zu bedeuten? Schließlich steht Jörg Bitterkleid auf, streift ruhelos hin und her. Vielleicht, überlegt er da, ist dieses Forschungsprojekt doch nicht so unspannend? Zumindest mal was anderes neben all den langweiligen Meetings und Eröffnungen, denkt Bitterkleid weiter, während er den Himmel ansieht, der sich vor seinem Blick auffaltet. Wie ein Maler kommt er sich vor,

der durch ein fragmentarisches Wolkengebilde oder eine am Horizont kaum sichtbare Gebirgslinie etwas zu einem großen Ganzen zusammenfügen muss. Ein Spinner bin ich, denkt er. Tue nichts als Ausspinnen. Ausspinnen über meine Zukunft, um der Gegenwart zu entkommen. Oder? Wie wenn ich etwas in mir ausfüllen müsste, das nicht weiß, wohin! Der Politiker seufzt.

Dann hält Bitterkleid inne und blickt durch die überglaste Frontseite seines Bürogebäudes gedankenverloren ins Nichts. Er betrachtet das schimmernde Meer aus Dächern, das sich unter ihm ausbreitet. Nach Norden hin erstreckt sich die Stadt mit ihren rechteckigen Flecken aus Straßen und Türmen, und alles wirkt wie das Tischmodell eines Architekten. Plötzlich, mit einem Mal, scheint es, als schwappe wieder etwas über ihm, so wie im Traum.

Ob es ein riesiges Maul ist, ob es Wasser ist? Bitterkleid weiß es nicht. Er weiß nur: Er droht unter zu gehen, ganz und gar aufgeschluckt zu werden von einer lähmenden Leere. Bitterkleid ringt nach Atem, kneift die Augen zusammen und reißt sie dann rasch wieder auf, versucht, sich wachzurütteln. Was ist das nur für ein namenloses beklemmendes Gefühl? Dämmert er am Ende bloß in Fieberphantasien? Er weiß es nicht. Nervös tastet Bitterkleid seine Stirn ab. Nein, es ist nichts. Keine Hitze, kein Glühen. Wahrscheinlich bloß eine gewisse allgemeine Überspanntheit, oder? Er wendet sich ab und beschließt, doch noch einmal zu seinem Kollegen zu gehen und ihn zu diesem Projekt zu befragen, während er sein Zimmer abschließt. Der Fahrstuhl summt. Das rote Lämpchen über der Tür leuchtet, er beobachtet es, mit einem Mal angespannt. Die Fahrerei in Aufzügen ist doch eine

angenehme Beschäftigung, versucht er sich zu beruhigen und: Wenigstens auf die Maschinen ist Verlass, oder?

Wir indes zoomen nun von unserem verzweifelten Bitterkleid wieder ein wenig weg und betrachten die Stadt aus der Vogelperspektive. Wie soll es weiter gehen? Eines weiß nicht nur Bitterkleid: Das Zeitalter des Vampires hat erst begonnen. Auch wenn wir noch nicht ganz und gar zu Blutsaugern geworden sind, so wollen wir doch ganz gerne welche sein. Denn diese sind so modern, dass sie nicht einmal mehr der In-Vitro-Fertilisation, einer der wichtigsten Errungenschaften, bedürfen! Gegenüber den biologischen Reproduktionsmechanismen sind die Vermehrungsmöglichkeiten der Vampire um einiges umfangreicher: Ein Biss reicht, und schon ist der Nachfahre erschaffen! Man spart sich nicht nur neun Monate Schwangerschaft, sondern auch all die Mühsal mit den Röhrchen. Doch damit nicht genug: Auch Organspende ist eine wichtige Neuerung, die die Forschung und Medizin in Zeiten der Biomacht geprägt hat – und ist ein Mensch mit Organen eines anderen nicht auch in gewisser Weise eine Art »Aus-Sauger« eines anderen Körpers, nur dass dies in jenem Fall von außen nach innen und nicht von innen nach außen geschieht? Jörg Bitterkleid ist nicht nur wegen seiner Position als Politiker der perfekte Vampir, o nein: Aufgrund seiner schweren Anämie wäre er nach einem Autounfall fast verblutet, hätte man ihm bei einer Schulteroperation nicht 2 Liter Fremdblut zugeführt. Heute ist Bitterkleid dankbar, überlebt zu haben. Und er steht dieser Tatsache überaus positiv gegenüber. Und auch wenn er es nicht täte, eines ist sicher: Mehr und mehr steuern wir angesichts der Palliativgesellschaft, in der »leben gemacht« und »sterben gelassen« wird, auf ein

ganzheitliches biopolitisches Überwachungssystem zu. Als Bitterkleid Wutz' Zimmer erreicht, sitzt dieser wie immer mit hitzigem Kopf vor einer Tasse Kaffee und blättert in einer Zeitschrift.

»Nanu?« meint Wutz, als er Bitterkleid eintreten sieht, und senkt den Kopf ein Stück weit, sodass seine Augen über die Ränder seiner Nickelbrille lugen. »Lange nicht gesehen. Was verschafft mir die Ehre?«

Bitterkleid seufzt, wischt sich leicht nervös übers schwarze Haar und spürt, dass seine Hand an der Stirn kleben zu bleiben droht. Ich schwitze, denkt er, was ist das denn nur?

Er räuspert sich, nimmt vor dem voluminösen Kollegen auf einem Stuhl Platz.

»Dieses Projekt interessiert mich nun doch irgendwie«, meint er leise. »Vielleicht kannst du mir mehr darüber erzählen?«

Wutz grinst, denn er freut sich. Verdammt, denkt Bitterkleid, ich bin wie ein Fisch, ein Fisch, der angebissen hat – aber er schweigt.

»Gern«, erklärt sein Kollege da während er sich über das labbernde Kinn wischt, das wie ein eitriger Beutel an der unteren Hälfte seines Gesichtes herabhängt. »Also, es geht darum, einen neuen Stoff zu entwickeln, der die Hautalterung verzögert und unsere Haut gleichzeitig dazu bringt, COs zu produzieren. Denn unsere Atmosphäre benötigt mehr CO₂, und die Daten der Über-Population sprechen für sich.«

Schrill lacht Bitterkleid auf. Typisch Kapitalismus, denkt er und schluckt, alles muss ausgeschlachtet, muss instrumentalisiert werden. Laut sagt Jörg Bitterkleid dann:

»Erzählen sie mir doch etwas mehr!«

Wutz nickt und reibt seine fleischigen Finger gegeneinander, bevor er zu sprechen beginnt.

»Im Sommer 2019 hat eine chinesische Forscherin Experimente mit Menschen gemacht, deren Haut chemischen Verätzungen ausgesetzt war«, sagt er nach einigen Augenblicken der Stille mit gesenkter Stimme, und sein Tonfall hat mit einem Mal etwas Reißerisches. »Und sie musste erstaunt feststellen, dass ihren PatientInnen nach und nach eine borkenartige Haut wuchs. Doch damit nicht genug – die Haare nahmen eine grünliche Farbe an und begannen, CO₂-Emissionen von sich zu geben!«

Mit einem Mal hat Wutz' Ausdruck etwas Heuchelndes. Angewidert senkt Bitterkleid den Blick nach Unten und betrachtet seine Finger, die ihm plötzlich wie Fremdkörper vorkommen. Er schluckt. Als er schweigt, fährt sein Kollege mit einem geheimnisvoll singenden Klang in der Stimme fort:

»Nun ist die Forscherin aufgrund des chinesischen Regimes ausgewandert und möchte hier ihre Arbeiten fortsetzen.«

Wutz seufzt.

»Tragisch, nicht wahr?« meint er und bleckt seine Zähne.

Dann gähnt er und reißt dabei für einen Moment den Mund auf, sodass Bitterkleid in ihn hinein sehen kann bis hin zum Gaumenzäpfchen. Was für ein Rachenraum! Denkt er angewidert und ihn schaudert.

Für das Aufflackern eines kurzen Momentes scheint Wutz's Gesicht das Maul eines Wales zu sein, das über ihm zuzuschnappen droht. Bitterkleid zuckt zurück. Zum Glück hat Wutz seine abrupte Geste nicht bemerkt. Bitterkleid denkt nach. Seit mehr als zwei Jahren ist er nun schon Spitzenpo-

litiker und hat sich sein Leben lang für die Gewährleistung einer verfassungsmäßigen Haltung des Staates eingesetzt, überlegt Bitterkleid – ohne sich dabei einen großen Namen zu machen. Mit einem Mal fängt er Feuer. Ja: In Bitterkleid entsteht wieder so etwas wie ein Gefühl. Tatsächlich, denkt er erleichtert, ich kann noch etwas empfinden jenseits von Lähmung und Angst! Denn: Tatsächlich, mit einer gewissen Befriedigung stellt er fest, dass er sich wundert. Ja: Bitterkleid wundert sich, und das Gefühl scheint ihn kurzzeitig von seiner Starre zu heilen.

»Okay, sie haben Recht, es ist meine Berufspflicht, mich mit diesem Projekt zu beschäftigen!« kommt es da aus Bitterkleid – er weiß selbst nicht, wieso. Vielleicht ist es reine Langeweile, die ihn antreibt, vielleicht aber auch sehnt er sich nach einem Tapetenwechsel, um dem Gefühl des Gefangenseins entgehen zu können. Wie auch immer. Der kurze Moment des Wunderns war gut und so muss er ihm nachgehen. Bitterkleid nickt und betrachtet seinen Kollegen.

»Ich denke, ich werde mir das Mal ansehen!« meint er und erhebt sich langsam.

Wutz lächelt, und die Haut um seine Augen schiebt sich in dicken Falten zusammen.

»Das klingt gut«, sagt er.

Bitterkleid nickt, und bemüht locker meint er, bevor er den Raum verlässt:

»Wollen wir doch mal gucken, was dran ist an diesem Projekt, oder?«

18. Conny und Luise: Luises Traum

Luise setzt sich auf das weiche Sofa, sinkt ein wenig ein. Conny lächelt, und um seine Augen schieben sich kleine Fältchen zusammen.

»Sie sehen müde aus«, meint er da.

Luise seufzt, wischt sich über die Augen.

»Ja. Ich hatte einen seltsamen Albtraum«, murmelt sie vage.

Conny lässt seinen Blick aus dem Fenster gleiten. Wie Segelboote sehen die Wolken am Himmel aus. Er nickt.

»Wollen sie versuchen, sich zu erinnern?« fragt er nach einem Moment der Stille.

Luise scheint zu überlegen. Conny merkt, wie ihre Augen unruhig werden, wie sie umher huschen.

»Also da war ein Haus«, beginnt sie in ihrem Kopf zu kramen. »Und ich habe ... eine jüngere Person gesehen ... glaube ich ... also eine männliche jüngere Person und noch ein Kind ...«

Pause. Langsam steigen die Bilder vor Luises innerem Auge auf.

»Und ich habe beobachtet wie der Jüngere den Älteren ... das Kind ... irgendwie also ... ich merke wie ich ins Stameln gerate. Das Wort drückt mich. Es will nicht hinaus aus mir ... vergewaltigt hat«

Luise schweigt kurz. Versucht, sich zu sammeln.

»Das hab ich irgendwie beobachtet. Der Jüngere hat den Älteren vergewaltigt und hat ihn anschließend ermordet«

Luises Lider flackern. Sie versucht, die Erinnerung genau abzurufen. Langsam weicht der Schleier von den schattenhaften Bildern, die sie weggeschoben hat. Klar und deutlich steigt der Traum vor ihrem inneren Auge auf.

»Er hat ihn ... abgeholzt ... wie einen Baum«, sagt Luise dann und Conny merkt, wie ihm mit einem Mal schlecht wird. Aus irgendeinem Grund fällt ihm der Baum ein, den er vor kurzem gemalt hat, und das junge Mädchen, das ihn darauf angesprochen hat. Er hat es zum Abendessen eingeladen, doch das Mädchen ist nicht wiedergekommen.

Luise bemüht sich, nicht zu stöhnen. Für einen Moment rasselt ihr Atem, doch es ist zu spät, wieder den Riegel vor die inneren Bilder zu schieben. Sie denkt an Sina, deren Körper sich nach und nach selbst aufisst, und sie merkt, wie sie sich schuldig fühlt.

»Und dann hat er ihn«, sagt Luise dann mit einer Stimme, die schwer und dumpf klingt und sich selbst fremd zu sein scheint, »gegessen!«

Luise muss plötzlich lachen.

»Genau, ich erinnere mich! Er hat ihn zu Salatbrei gekocht, irgendwie!« ruft sie.

Mit einem Mal taucht die Szenerie klar und scharf umrissen vor Connys innerem Auge auf. Wie ekelig, denkt er.

»Ich hab dann nur diesen blubbernden Kochtopf gesehen. Aber ich hab gewusst: Darin wird ein Mensch gekocht!« sagt Luise leise.

Conny schweigt für einen Moment. Hinterm Fenster hat das Licht die Wolken zerteilt. Sie sehen jetzt nicht mehr aus wie Segelboote, sie erinnern an Speere, an Messer, oder an andere spitze Gegenstände.

»Das war grauenhaft«, murmelt Luise dann.

Sie sieht Conny an. Dieser zieht seine scharf gezeichneten Augenbrauen in die Höhe.

»Das zu sehen und zu wissen, dass da drin jetzt ein Mensch ... gekocht wird?« fragt er nach.

Luise nickt.

»Ja genau ... also alles ... dass der Mensch vorher missbraucht wurde und dann umgebracht ... das war grauenhaft. Das war furchtbar«, stammelt sie.

Connys Gesicht spiegelt ihren Ausdruck wieder, ohne seine verständnisvollen Züge zu verlieren.

»Schrecklich eigentlich«, sagt er.

»Ja total schrecklich«, antwortet Luise.

»Träumen sie öfters so schreckliche Dinge?« will Conny wissen.

Luise schüttet den Kopf.

»Nein, noch nie habe ich so etwas Schreckliches geträumt. So was nicht«, sagt sie leise und wischt sich dann mit der Hand über den Mund, als wollte sie einen schalen schrecklichen Geschmack loswerden.

Conny sieht sie einfühlsam an, seine helle Haarlocke lappt über die Stirn. Auch er berührt kurz seinen Mund, schweigt. Irgendwie sieht Luise ein bisschen wie dieses Mädchen aus, das mir neulich begegnet ist, denkt er beklommen.

»Mhm«, sagt Conny aber nur laut.

Luise muss den Kopf schütteln, weil die Erinnerung an den Traum auftaucht. Die Bilder stechen. Sie tun ihr weh.
Pause.

»Und dann ist der frei herumgelaufen auch noch ... der Mörder. Aber komisch: Ich hab im Traum nicht gedacht,

dass der böse ist. Ich hab sogar gedacht ... es war so, als hätte ich es verheimlichen müssen. Also ich hab alles gewusst ... also der Mörder ...«

Luises Sprache stockt, ihr Kehlkopf liegt schwer im Hals.

»War ihnen irgendwie nahe!« meint Conny da, Luises Satz vollendend.

Luise schaut erstaunt auf. Connys Blick scheint sie zu lesen.

»Genau, der war mir nahe«, erinnert sie sich dann mit Schaudern. »Ich habe niemandem sagen können, was er da verbochen hat. Das war bedrückend.«

Conny lehnt sich zurück. Der Himmel ist wolkenfrei, blau, in ihm aber scheint alles dunkel. Luise sieht ihn aus grün-grauen Augen an.

»Mhm«, nickt Conny.

Pause.

»Und sonst?«

Luise zuckt mit den Schultern.

»Das war's auch schon eigentlich. Aber trotzdem schrecklich«, murmelt sie.

»Haben sie Angst gehabt?« will Conny wissen.

Luise spürt dem Traum nach.

»Nein. Keine Angst«, gibt sie dann zu und wundert sich über sich selbst.

Conny zieht seine Pulswärmer aus, legt sie auf den Tisch, reibt die Hände nachdenklich gegeneinander.

»Okay. Kann es sein, dass Sie sich immer noch schuldig fühlen? Verantwortlich für den Selbstmord ihrer Mutter?«

Conny betrachtet die Klientin und kann sehen, wie sich die Züge in Sekundenschnelle verhärten.

»So etwas wollen sie nicht sehen!«

»Nein«, sagt Luise.

Sie richtet ihren Körper gerade, pustet sich eine Strähne aus dem Gesicht. Für einen Augenblick hat ihre Gestalt etwas Würdevolles.

»Sie wollen damit nichts zu tun haben«, nickt Conny, wie immer den Verständnissvollen mimend.

»Genau!« bestätigt Luise.

Dann zögert sie, fügt leise hinzu: »Warum lackieren sie denn eigentlich ihre Fingernägel?«

In Conny bricht etwas auseinander.

»Ich mag Farben.«

Conny merkt, dass er ausweicht. Aber er bleibt sanft. Wie soll er bloß erklären, dass er irgendwie nicht ganz das eine und nicht ganz das andere ist – nicht ganz Mann, nicht ganz Frau? Auch das Tierreich, das dem Menschen ja angeblich noch näher steht, weist eine Fülle zweigeschlechtlicher Wesen auf: So handelt es sich bei vielen wirbellosen Meerestieren wie in etwa Seeigeln, Schnecken, Rankenfüßern und Korallen um hermaphroditische Arten. Ja: Fast die Hälfte aller Fischarten fällt in diesen Bereich; der Papageifisch, der Lippfisch, der Zackenfisch in etwa – um nur einige Namen zu nennen. Ungefähr sechs Prozent aller Meeres- und Landtierarten weisen zwei Geschlechter auf. Lässt man hierbei die Insekten nicht außer Acht, dann steigt der Prozentsatz hermaphroditischer Arten sogar auf stolze 33 Prozent. Wahrscheinlich hätte ich ein Fisch werden sollen, denkt Conny, oder eine Schnecke. Er sieht Luise an und merkt, wie sich die Argumente in seinem Kopf überschlagen: Auch was die Geschlechterrollen betrifft, finden wir in der Natur die unterschiedlichsten Spielarten; so

tragen in etwa die männlichen Seepferdchen den Nachwuchs aus, weiß Conny Bescheid. Ein besonders beeindruckendes Wesen ist der Anglerfisch; er zeichnet sich durch zwei Beutelchen aus, wobei es sich bei dem große Fischteil um das Männchen und bei den zwei Anhängseln um das Weibchen handelt; bei manchen Arten sind diese sogar durch einen einzigen Blutkreislauf miteinander verbunden!

Conny sieht Luise an, ringt nach Worten, doch nichts kommt aus ihm. Mit einem Mal ist ihm, als träten wieder die Züge des Mädchens, das ihm neulich beim Malen begegnet ist, aus Luise heraus. Conny schweigt. Für einen Moment fühlt sich alles in ihm verzaubert und unwirklich an.

»Woran denken sie?« fragt Luise da leise.

Conny atmet schwer.

»Ich denke, sie sollten bis zu unserer nächsten Sitzung ihre Träume aufschreiben«, sagt er dann bemüht emotionslos.

19. Luise: Kotzen

Die Worte ihres Therapeuten hängen Luise immer noch schwer im Hirn nach.

»Kann es sein, dass Sie sich immer noch schuldig fühlen? Verantwortlich für den Selbstmord ihrer Mutter?« donnert es in ihrem Kopf.

Luise ist schwindelig. Sie beobachtet ihre Füße während sie geht. Regentropfen fallen. Übelkeit kriecht ihre Speiseröhre in die Höhe.

Vielleicht ist es die Kombination von Antidepressiva und Alkohol, die ihr nicht guttut? Luise weiß es nicht. Mit zitterigen Händen schließt sie ihr Haustor auf. Im Stiegenhaus ein Geräusch. In Luisens Kopf schwappen Wellen. Ich muss kotzen, denkt sie. Sie würgt. Schuldgefühle. Angst vor dem Verurteiltwerden, dem Verurteiltsein. Sich selbst verurteilen. Luise hat das Gefühl, jemand habe ihr den Boden entzogen.

Schwer atmend geht Luise die Treppen hinauf, in ihre Wohnung, ins Badezimmer.

Ihr Gesicht in der Spiegelung sieht zusammengeknüllt aus. Voll verknoteter Angst. Geballte Sorgen. Luise tut das, was sie meistens tut: Sie sieht weg. Mit flackernden Lidern geht Luise in die Küche. Sina sitzt noch am Tisch, tippt wie immer in ihrem I-Phone herum. Mit einem Mal ist Luise unendlich froh, nicht allein zu sein. Froh, dass in dieser Wohnung etwas lebendiges atmet. Sie streicht Sina übers Haar. Rotbraun, dicht, leicht gewellt. Das Haar ist ein Anker. Sina zuckt nicht zurück, sie lässt es geschehen. Luise

merkt, wie sie ruhiger wird. Sie sieht in die Nacht hinaus. Draußen ein paar helle Fenster. Luises Blick gleitet zum Kücheneingang. Durch die Türritze dringt ein Lichtstrahl. Ob Konstantin schon schläft?

»Was weißt du über deine Großmutter?« fragt Luise da leise.

»Tante Anna hat gesagt, sie hat gesoffen!« sagt Sina, ohne vom I-Phone aufzublicken.

In dem Moment geschieht es: Eva steigt wieder aus den Wänden hervor. Der Gemeindebau erzittert von der Energie der Toten. Luise sinkt stöhnend auf den Stuhl.

Jetzt blickt Sina auf.

»Mama. Mama, schau mich an! Was hast du?« sagt sie.

Luise sinkt in den Sessel zurück.

»Ich muss auf einmal an einen Toten denken, der gekocht wurde. Weiß selbst nicht wieso«, murmelt sie.

Eva, die kaum mehr als eine Wolke ist, ein Schatten, nickt. Mit einem Mal erinnert sie sich, vage. Eva weiß noch: Es war Krieg. Und sie ein Schatten. Alles war rot.

Mit einem Mal fühlt sich Luises Rachenraum blutig an. Der Speichel wird mehr und mehr in ihrem Mund. Luise würgt.

»Alles okay?« fragt Sina.

»Geht schon«, murmelt Luise.

Sie steht langsam auf. Eine Zigarette anzünden. Kopf in den Nacken, dass man nicht sieht, wie die Tränen aufsteigen. Sie sollen zurückrollen, vom Kopf ins Herz zurück, genau dahin, wo sie hergekommen sind.

»Du ringst so nach Atem«, murmelt Sina.

Luise nickt.

»Ja.«

»Aber die Wahrheit«, murmelt Sina da, »Ich muss sie doch wissen! Ich bin dein Kind!«

Luise nickt. Doch sie kann sich nicht erinnern. Gesoffen und tot, soviel weiß sie noch. Aber sonst? Luise ringt nach Worten.

»Deine Großmutter. Ja. Es war Selbstmord auf Raten. Ist ja immer so bei Alkohol. Das ist doch schlimm genug. Oder?« sagt sie leise.

Stille. Luise drückt die Zigarette im Aschenbecher aus.

»Und jetzt lass mich schlafen«, sagt sie.

Sina überhört es.

»Und warum warst du nicht mehr bei ihr?« will sie wissen.

Da kommt auch die Tote zu Wort:

»Bei mir? Bei mir! Du warst nicht mehr bei mir!« ruft sie.

Luise fühlte sich ertappt. Mit einer plötzlich zärtlichen Geste umarmt sie die Tochter.

»Ich muss schlafen«, sagt sie zart.

Und einmal, vielleicht das letzte Mal, ergibt Sina sich in der Umarmung.

»Ja«, sagt sie.

20. Sina: Hunger und Gräber

Sie sieht aus wie ihre Mutter, denkt Sina, als sie am nächsten Morgen vorm Spiegel steht. Die Ähnlichkeit zwischen Mutter und Tochter ist ja eigentlich ein anmutiges Naturphänomen, aber hier wirkt es so, als wäre der Vater übersprungen worden. Und tatsächlich: Dieser kommt in Sinas Welt auch kaum vor. Er hat Luise zwei Babys gemacht, und sie dann ziemlich rasch verlassen. Die Meisten Menschen zimmern sich ihr eigenes Kreuz, und Luise hat sich ihres mit ihrem Schicksal gezimmert. Als vaterloses Mädchen – ihre Mutter war kurz nach dem zweiten Weltkrieg von einem Alliierten geschwängert worden – hat sie angenommen, nie von einem Mann geliebt werden zu können. Eine selbsterfüllende Prophezeiung: Ihr Mann Jakob verließ sie bereits nach wenigen Jahren. Sina ist eine bessere Version von Luise: Die Haare, die Haut, die Nägel – alles ist noch rein und unverbraucht. Aber diese Unverbrauchtheit gerät gerade an ihre Grenzen, und nicht nur Sina fällt dies auf, wenn sie sich im Spiegel betrachtet. Luise tut noch so, als würde sie Sina herumkommandieren, doch der Schein trügt: In Wahrheit fühlt sie sich ihr schon lange unterlegen. Vor allem, seit Sina ihre neue Berufung, das Hungern, gefunden hat, scheint sie sich immer mehr von Luise zu entfernen. Ja, Sina hat ein neues Ziel: Sie möchte wie ein Schatten sein; erst wenn sie den ganzen Tag nichts gegessen hat und auch am Abend nicht schwach wird, fühlt sie eine süßliche Zufriedenheit.

Eine absolute Stille legt sich über Sina, während sie sich so im Spiegel betrachtet und überlegt, an welchen Stellen sie noch Fett verlieren sollte. In dem Moment pocht es an der Türe. Sina zuckt auf. Ihre Gedanken geraten für einen Moment ins Stocken, sie lauscht.

»Komm raus«, sagt Luise.

Es sind Worte, deren Inhaltsleere sie selbst sofort erkennt. Doch Luise kann nicht anders. Als Sina nicht antwortet, reißt sie einfach die Badezimmertüre auf und tut so, als würde sie etwas suchen. Luise betrachtet Sina aus den Augenwinkeln. Luise hat nie geliebt. Dennoch pochen in der Einöde ihres Körpers tausende warme Zellen, die Leben erzeugen. Für Luise ist Sina nicht mehr als ihr eigener Verdienst. Vielleicht waren Zeugung und Geburt sinnlos; aber immerhin hat sie Sina ein Leben ermöglicht, oder? Sina indes entwickelt sich weiter und weiter, um am Ende sterben zu können. Das ist der Lauf des Lebens. Nur so lässt sich rückgängig machen, was gezeugt wurde. Sina aber will, dass das möglichst schnell geschieht. Sie ist, wie auch ihre Großmutter, süchtig. Süchtig danach, zu verschwinden. Im Moment ist Sina wie in einem Strudel einer starken Strömung. Zwar wird sie nicht gegen einen Felsen geschleudert, doch die Sucht und der Zwang reißen Sina mit sich fort. Luise sieht Sina an und sie erinnert sich an die zarten Sommerabende, als sie und Konstantin noch klein waren, erinnert sich an deren schmale Handgelenke, deren hohes, staccatoartiges Lachen. Doch nun ist es, als würde die Tochter ihr entgleiten. Jeden Tag geht Sina durch die beklemmend sauberen Räume, doch sie lebt nicht, sie ist.

Jetzt aber empfindet sie eine Art Glücksschauern, das durch den Hunger entsteht. Etwas ist in Bruch gegangen, und das Neue, das sich noch formt, fühlt sich aufregend an. In Sinas Seele ringen Tod und Leben miteinander – und dennoch, es fühlt sich gut an, denkt sie. Die Spur, die die Bilder sämtlicher Supermodels in ihr hinterlassen haben, ist unangenehm und erregend zugleich. So, denkt Sina, werde ich sein, wann immer sie eine Illustrierte aufschlägt oder auf eine Werbepage im Netz stößt. Und das Wissen darum erfüllt sie mit tiefer Genugtuung.

Luise betrachtet ihre Tochter und versucht, deren Gedanken zu lesen. Dabei beginnt ihr Gesicht zu zucken und sich zu verziehen, so, als fürchte sie sich vor etwas Fremdem.

»Du wirst nie eine Frau werden«, sagt sie mit einem abschätzigen Blick auf Sinas winzige Brüste, die mehr Kirschen als Äpfeln gleichen.

Sina steht vor ihrem Spiegel und es ist, als wäre sie zu einem Nichts zusammengeschrumpft. Gut so, denkt Sina, denn sie möchte verschwinden. Wie ihr Körper suchend nach dem Tod tastet, so tastet auch ihre Seele danach. Und das Gefühl, das dabei entsteht, ist betörend. Sina sieht befriedigt ihre eigenen Knochen an. Ihr Bewusstsein rauscht und in ihren Gliedern spürt sie etwas nie Gekanntes. Fast so wie einer, der verliebt ist. Doch Sina hat es noch besser: Sie braucht kein Gegenüber. Sie kann den Rausch ganz alleine herstellen, einfach nur dadurch, dass sie Nahrung verweigert. Sina steht vor dem Spiegel, wartet. Sie wartet darauf, dass sich das Ausbleiben der Nahrungsaufnahme in ihrem Körper entfaltet.

»Komm schon«, reißt die Mutter sie da aus ihren Träumen.

Sina zuckt nicht einmal mit den Mundwinkeln. Luises Worte dringen in ihr Ohr ein, und doch hört sie sie nicht. Vor Sina liegt ein finsterer und aufregender Raum der Leere, auf den sie zustürzt, während sie ihr abgemagertes Ich im Spiegel betrachtet. Schweigend sieht Sina dann aus dem Badezimmerfenster. Ein blauschimmernder Stadtrand, der sich gegen den Himmel schmiegt, leuchtet Sina von draußen entgegen. Ich muss zu Omas Grab gehen, denkt Sina, während sie in den BH schlüpft.

Nicht nur Konstantins Leben wird von Algorithmen beherrscht, sondern auch das von Sina. Ein wichtiger Algorithmus in Moment ist beispielsweise Waze. Er wird von Conny derzeit beim Autofahren genutzt. Doch auch Cortana, eine neue App, die von Microsoft entwickelt wurde und auf der Computerspielreihe Halo basiert, beherrscht federführend den Markt. Cortana besitzt Zugriff auf deine Mails und dein Körpersystem, wird dich warnen, wenn der Blutdruck zu hoch ist oder dir einen potenziellen Liebespartner in deinem Umkreis nennen. Man kann es sogar zum Bestellen der »richtigen« Pizza verwenden! Während der Mensch selbst den Knopf des Weckers drückt, ist Cortana im Gegensatz zu dem Wecker schlauer als du – kann also deine Knöpfe drücken und sie einfach wegdrehen! Konstantin macht inzwischen immer wieder gern Gebrauch von dieser App. Und GoogleNow oder Siri von Apple verfahren nach einem ähnlichen Prinzip. Sina jedenfalls lässt sich nun von GoogleMaps zum Zentralfriedhof navigieren, denn sie möchte das Grab ihrer Großmutter finden.

Geradeaus gehen ist nicht einfach, wenn man seit Tagen kaum etwas gegessen hat. Sina riecht die Feuchtigkeit der Steine. Die Wege sind rutschig von Laub. Das Mädchen streift sich Blätter von den Sohlen. Das Grab will sie einsaugen. Im Kopf dreht sich alles. Blumen hinstellen und beten, das hat man auf dem Friedhof zu tun, denkt Sina, während sie den Grabstein betrachtet. Es klingt sinnvoll, und dennoch ist es nichts. Sina greift nach ihrem Feuerzeug, stiehlt eine erloschene Kerze vom Nachbargrab. Das Anzünden ist schwierig, immer wieder will der Wind die Kerze ausblasen. Sina ist schwindelig, eine leichte Übelkeit steigt in ihr auf wie Kohlensäure in einem Sektglas. Ihre Gedanken fahren mit ihr Karussell. In Sinas Herzen singt es, wenn sie an Jean denkt, den Mann, der einmal bei ihnen angeklopft hat. Sie erinnert sich an seine weichen, edel wirkenden Züge. Den komischen Conny mit seinem Baum-Bild hat sie längst vergessen. Ohnehin hat der fast ausgesehen wie eine Frau, oder? Sina schlottert, obwohl es Sommer ist. Sie starrt noch eine Weile auf das Grab ihrer Großmutter. Eva Riegler, 1922 bis 1985. Hier finde ich auch keine Antworten, denkt sie schließlich. Sina schaltet GoogleMaps ein, um den Weg nach Hause zu finden. Wenn sie ihr Handy in der Hand hat, fühlt sie sich für Momente sicher. Sina denkt, dass sie vollständig ist, wenn ihr I-Pad sie anleuchtet. Was sein könnte, wenn sie sich irgendwann nicht mehr von diesem allwissenden Netz abkoppeln kann, darüber denkt sie nicht nach.

Als die Kinder an diesem Abend zu Bett gehen, kriecht eine große Dunkelheit durch die Räume. Luise hat Angst. Jedes Knacken im Haus ist für sie wie eine Bedrohung.

Luise streift heimlich ins Kinderzimmer. Sie betrachtet die Tochter heimlich, während sie so daliegt und in die Dunkelheit blickt. Der Schlaf schenkt der hungrigen Sina seine letzten tröstlichen Reste. Die Augen fallen ihr zu. Auf ihren Lippen bleibt ein Ausdruck hängen, der weich ist. Luise hat Angst davor.

21. Sina: Ein Wiedersehen

Eines Morgens, als Luise bereits in die Arbeit und Konstantin in der Schule ist, klopft es an der Haustüre. Sina, deren erste Stunden entfallen, öffnet und blickt in das Gesicht eines Mannes. Genau genommen: Genau des Mannes, von dem sie seit Längerem träumt.

»Guten Tag. Bonjour«, sagt dieser.

Sina betrachtet das weiche Gesicht mit den hohen Backenknochen. Ein Lächeln verirrt sich auf ihr Gesicht, sie spürt wie ihre Augen größer werden.

»Jean! Noch einmal sie!« ruft Sina, und sie merkt, dass es fröhlicher klingt, als es ihr lieb ist.

»Ist ihre Mutter ...« fragt Jean, doch Sina schüttelt den Kopf.

»Meine Mutter arbeitet«, erklärt sie.

Jean nickt.

»Ich verstehe.«

»Wollen sie wegen des Bildes ...? Noch einmal?«

Sina stottert, ist unsicher. Sie deutet mit einer wackeligen, leicht ausholenden Geste in die Wohnung hinein.

Jens große Augen leuchten für einen Moment.

»Ein bisschen«, sagt er.

Jean folgt Sina in das saubere, karg eingerichtete Wohnzimmer. Diese flattert ihm voraus wie ein Nachtfalter.

»Sie hat soviel Angst. Müssen sie wissen«, erklärt Sina das Verhalten ihrer Mutter, während der Mann ihr nachgeht.

Sina bietet Jean einen Sitzplatz an. Dieser setzt sich auf das

Sofa. Sina streift kurz zu einer Kommode, kramt darin und kommt dann mit einem Paken Fotos auf ihn zu.

»Wissen sie, die Frau auf dem Foto, das sie uns gezeigt haben, das war meine Oma.«

Jean nickt.

»Ich weiß, das ist mir aufgefallen. Sonst wäre ich wahrscheinlich nicht wiedergekommen.«

Sina sieht sein blasses, edles Gesicht an und lächelt schief.

»Ich hab ein wenig geschaut. Und mit meiner Tante gesprochen«, sagt sie leise.

Jean beugt sich ein wenig zu Sina nach vorne und schließt kurz die Augen. Sina kann seine dichten, braunen Wimpern sehen.

»Ist das wahr?« fragt er leise, und seine Stimme klingt ein wenig kratzig.

»Ja. Sehen Sie«, sagt Sina.

Sie hält ihm die Fotos hin.

»Das ganze Material. Es ist Ihres«, sagt sie dann leise und betrachtet schamhaft ihre eigenen Hände, die ihr fremd und staksig vorkommen.

Jean betrachtet sie ungläubig.

»Ich darf?« fragt er.

Sina lächelt ihn an und blickt wieder von ihren Händen auf.

»Ja«, sagt sie. »Ich schenk es Ihnen. Ehrlich. Meine Mutter, die wird es ohnehin nicht mehr ansehen.«

Sie sieht den Franzosen an und in ihrem Gesicht geht ein Leuchten auf. Sie ist so fixiert auf Jean, dass sie die Stimme von Evas Schatten, der eben wieder neben ihr auftaucht, gar nicht wahrnimmt.

Die Tote ist erbost.

»Kind! Gibst ihm unsere ganze Vergangenheit! Wieso?« ruft sie.

Mit einem Mal fühlt Eva sich so, als hätte man sie einfach weggeworfen. Sina indes nimmt Evas Stimme gar nicht wahr. Sie rückt etwas näher an Jean heran, vergleicht sein Bild mit einem von ihren Bildern.

»Schauen Sie«, sagt Sina und deutet mit ihren dünnen, an Spinnengebein erinnernden Händen auf eine Frau, die auf dem Bild abgebildet ist.

»Das muss Oma gewesen sein. Mit siebzehn. Da schielt sie ein bisschen«, sagt Sina.

Jean rückt näher heran.

»Ja«, wispert er leise in Sinas Haar hinein. »Ganz anders als Sie, Sina!«

Sina ist betört. Betört von der tiefe seines Blicks, betört von seinem französischen Akzent – und vor allem ist sie betört von der Tatsache, mit Sie angesprochen zu werden.

»Sie ... sind eine Blume«, murmelt Jean da.

Sina betrachtet ihn und ihr Mund springt dabei auf wie eine Knospe. Ihr ganzes dünnes, mageres Gesicht beginnt zu schillern.

»Sag du!« meint Sina lächelnd.

Und dann, etwas leiser:

»Ich eine Blume?«

Jean nickt und beugt sich noch ein Stück weiter nach vorne, noch ein Stück weiter in Sinas Haar hinein.

»Sie ein Licht. Retten mich. Gegeben mir viel«, sagt er leise.

Sina betrachtet Jean, und warme Blasen steigen in ihr auf. Sie lächelt in sich hinein. Langsam schiebt Jean sich immer näher an Sina heran. Da wirft die Großmutter Eva in ihrer Wut die Fotos herunter. Wie ein Fleckenteppich liegen sie nun auf dem Boden verstreut da. Sina zuckt zurück. Jean indes lacht nur.

»Hu. Gibt es hier Geister?« meint er und spitzt kokett die Lippen.

»Haha. Alles fliegt«, sagt er dann.

Als Jean Sinas fahl gewordenes Gesicht sieht, beugt er sich hinab und beginnt, die Blätter vom Boden aufzuklauben. Plötzlich fällt Sina zwischen den Fotos ein Brief auf, den sie an sich nimmt.

»Ich weiß nicht. Wo waren wir?« stottert Sina, während Jean sich wieder neben ihr platziert. Stille. Jean schluckt und ist mit einem Mal beklommen. Was ist nur in mich gefahren, dass ich diesem Mädchen plötzlich so nahe gekommen bin? Denkt er und verkneift die Lippen zu einem Strich.

»Also die Fotos ... Der Mann da ...«, sagt Jean dann abgehackt und nestelt ein Bild hervor.

Sina zieht eine Augenbraue in die Höhe.

»Ja?« meint sie leise.

»Mein Vater. Er war kein Guter. Wenig hat er erzählt. Und erst in den letzten Jahren. Über seine Vergangenheit. Und die Frau da. Weißt du. Die muss er geliebt haben.«

Eva schweigt ungläubig.

»Oma?« sagt Sina leise.

»Ja«, wispert Jean. Und dann, fast tonlos, meint er: »Und ich glaub, sie hatten ein Kind.«

Eva nickt.

»Luise«, sagt sie.

Doch die beiden hören sie nicht.

22. Luise: Die tote Mutter

An diesem Abend kommt Luise spät nach Hause. Sie hat ein wenig getrunken, wirkt beschwingt und guter Dinge. Konstantin schläft bereits. Sina sitzt indes paralysiert am Sofa.

Mit einem süßlichen Grinsen stolpert Luise an ihr vorüber.

»Was ist denn los?« lallt sie.

Sina verkneift die Lippen zu einem Strich.

»Nichts.«

Luise zieht eine Augenbraue in die Höhe und lässt sich plumpsend auf das Sofa leiten.

»Bist so blass. Keine Musik? Kein I-Phone? Warum diese Stille?«

Sina betrachtet die Mutter, und für einen Moment bricht etwas in ihrem Gesicht auseinander.

»Ich weiß nichts. Weiß gar nichts«, murmelt sie dann.

Luise steht auf.

»Na toll. Ich geh kochen.«

»Bloß nicht. Werd nämlich nicht essen.«

Irritiert sieht die Mutter sie an.

»Wieso?«

Sina schnaubt.

»Weil es fast Nacht ist«, sagt sie wütend.

Und dann, nach einem kurzen Moment der Stille.

»Und weil du eine Lügnerin bist.«

Irritiert gerät Luise, die eben aufgestanden ist, ins Straucheln.

»Wie?« fragt sie.

»Über deine Mutter hast du gelogen!« ruft Sina.
Und dann, mit einem bitteren Gesichtsausdruck:
»Von wegen Selbstmord auf Raten!«
Sie wedelt mit dem Brief vor Luises Gesicht hin und her.
Luise stottert, weicht zurück, lehnt sich gegen die Wand.
»Aber!« sagt sie leise.
»Ja. Umgebracht hat sie sich«, ruft Sina.
Luise betrachtet den Brief, beißt sich auf die Lippen.
»Wo hast den her?« fragt sie leise.
Triumphierend wirft Sina den Kopf in den Nacken.
»Ja, da kannst du blass werden.«
Luises Unterlippe bebte.
»Du stierst in meinen Sachen?«
Sina nickt.
»Das ist auch wichtig. Und richtig.«
»Ah ja?«
Luises Tochter nickt.
»Wegen der Wahrheit«, sagt sie.
Mit einem Mal wird Luise böse.
»Welche Wahrheit verdammt?« schreit sie.
»Umgebracht hat sie sich. Meine Oma!« ruft Sina da aus
und springt auf.
»Ja«, tönt es da leise aus den Wänden hervor.
Es ist Eva, die das Gespräch belauscht hat.
Und Eva erinnert sich.

Die Kälte brannte an ihrer Haut. Lobau. Ja: Eva weiß noch: Sie wollte doch zum Wasser. Warum war Winter? Eva erinnert sich nicht mehr. Aber dennoch: Sie sieht die Szenerie klar vor sich: Starke Arme schoben sie auf eine Bahre. Ein

Gesicht beugte sich über Eva, das sie kaum erkennen konnte. War diese Frau eine Krankenschwester? Wurde sie durch Gänge geschoben? Nein, man stieß sie ins Rückgrat. Knorrige Hände zeigten auf sie, Vaterhände. »Kuckuckskind« tönte es. Eva schüttelte den Kopf. Was war nur los mit ihr, in welcher Zeit steckte sie, was ...? Wahn. War sie verrückt geworden?

Alle Erinnerungen und Bilder schieben sich jetzt übereinander, während Eva sich erinnert. Kaleidoskop im Kopf. Da, wieder: Das Gesicht der Schwester beugte sich über Eva, sie konnte den leichten Schwung des Doppelkinns erkennen, und in diesem Moment zerfloss die Kontur auch schon wieder. Dahinter kommt das knorrige Gesicht des Vaters zum Vorschein.

Eva erinnert sich: Sie schlug um sich.

»Mama!« rief es da. »Mama. Sie wollen dir helfen. So beruhige dich doch.«

War das Luisens Stimme?

»Luise, wo bist du?« sagte Eva leise und dann: »Wo haben sie mich aufgebahrt? Bin ich tot?

Warum die Bahre? Wen begraben sie da?«

Immer dieselben Abläufe, ja, Begräbnis, man kennt das doch schon: Durch ein Loch im Sarg konnte man die Leiche sehen, ihre, Evas Leiche. Die Menschen weinten. Genauso wie jetzt Luise und Sina weinen.

Weinen sie um mich? Denkt Eva da.

Nein, sie weinen um sich selbst, sagt sie sich dann.

Und mit einem Mal fällt Eva wieder ihr eigenes Begräbnis ein. Das Schlimme waren nicht die Toten, sondern wie die Frauen ihre Gebete leierten. Die Abstände zwischen den Worten, die Sprünge in deren Stimmen. Die Kuppel der Kirche

war der Innenraum eines Mundes. Ihres, Evas Mundes. Ja. Ihr Mund hielt ein Totengebet gefangen, damals. Als sie selbst begraben wurde. Eva sieht sich um. Sie will reden. Aber es geht nicht. Muss schlucken, schlucken. Die Worte bleiben im Rachenraum stecken. Es dauert, bis sich ihre Gefühle zu Sätzen formen.

»Luise, ich hab Angst«, sagt Eva leise.

Mit einem Mal begreift sie, dass sie tot ist.

»Angst«, wiederholt sie.

Ihre Tochter aber hört sie nicht.

23. Konstantin: Virtuelle Welten

Immer wieder ist Konstantin begeistert von den Produktvorschlägen, die Facebook ihm bietet. Dass er jedoch bei der Wahl der Waren, die er sich von seiner Mutter kaufen lässt, keineswegs frei ist, ist ihm dabei nicht bewusst. Fakt jedoch ist: Bereits das digitale Überwachungssystem hat die Idee der Freiheit untergraben: Überwachung schafft Kapital. Nun wird diese durch das Internet auch auf das alltägliche Leben ausgeweitet. Big Data macht unser Verhalten steuer- und manipulierbar. Nicht zuletzt durch Google und Facebook erhalten wir stets die Dinge vorgeschlagen, die wir kaufen sollen, ja, die wir, wie wir denken, auch kaufen wollen – ein Teufelskreis, der immer enger wird. So wird jenseits dessen kaum noch Leben erfahrbar. Doch da die Kontrolle eine scheinbar innere Kontrolle ist, meint jeder, in seiner Entscheidung frei zu sein. So auch Konstantin. Auf gewisse Weise fühlt er sich also wohl in dieser körperlosen Welt, in der es keinen realen Schmerz gibt. Dennoch: Irgend etwas fehlt, denkt Konstantin alias ActionRazor, während er ausholt und mit einem Hieb die Halsschlagader eines Orks durchtrennt.

»Grünes Gemüse«, murmelt er ohne dabei viel zu empfinden.

Ja: Konstantin kennt weder große Freude noch großen Schmerz, nur eine gewisse Geilheit die immer dann auftaucht, wenn er ein Level höher gestiegen ist, macht sich in ihm breit. Konstantin gehört zu einer Generation, in der alle hinderlichen Gefühle abgeschafft werden. Denn: Evo-

lutionsgeschichtlich ist das Phänomen des Schmerzes dazu bestimmt, zu verschwinden. Was folgt ist zwar Langeweile, doch auch die will der Humanist in Bälde abgeschafft haben. Schliesslich gibt es, wie nicht nur Konstantin inzwischen weiß, genügend virtuelle Welten, in die man sich flüchten kann. Konstantin lächelt, als der nächste Ork auf ihn einstürmt. Diesen legt er lieber gleich mit einem Fausthieb flach, um das Schwert nicht ziehen zu müssen.

»Und tschüss!« murmelt Konstantin grinsend.

Schmerzloses leben forever? Wird der Mensch die erste Spezies sein, die sich selbst annulliert? Werden wir als Vampire auf ewig untot diese Welt bevölkern und nur noch den Kampf gegen Krankheiten und Pandemien führen? Ist der Tod tatsächlich das letzte wahre Feindbild? Als Konstantin den nächsten Ork erlegt hat, merkt er, wie ein seltsam dumpfes Gefühl sich in ihm breit macht. Die Hitze vielleicht, denkt er. Konstantin lehnt sich in seinem Sessel zurück und überlegt, worauf er sich freuen, wonach er sich sehnen könnte: Nichts.

Eines ist also sicher: Schmerz hat immer auch mit Sehnsucht zu tun. Wollen wir das System revolutionieren, müssen wir einander schonen – das heißt, einander in unserer Andersartigkeit und Fremdheit belassen. Wir müssen einander trösten, dürfen einander nicht aussaugen, wie Werwölfe, Vampire oder Zombies es tun. Konstantins Mutter aber ist der geborene Vampir. Sie ist dem Jungen immer zu nahe gewesen. Will man einander aber begegnen können, so gebietet es Distanz. Es ist ein Schmerz der Nähe der Ferne, einer, den wir im digitalen Zeitalter, in dem alles

durch die Ferne der Nähe bestimmt ist – siehe Facebook, Zoom, Skype – nicht mehr erfahren können. Denn dieser Schmerz ist in der digitalen Welt nicht vorhanden: Hier ist Sprache reine Information, sie ist verdinglicht, effizient und ohne Abstand, ohne Trost. An ihr ist nichts fremd, jede Form von Sinn scheint verfügbar.

»Mama«, ruft Konstantin, »bring mir ein Eis!«

Ohne jegliches Gefühl lauscht der Junge auf die Stille.

»Jaja«, sagt Luise, und dann, fast zu sich selbst: »Schon wieder. Der Junge wird noch fett werden!«

Tatsächlich braucht Konstantin, um sich davon abzulenken, dass er nichts fühlt, im Moment viel Süßes: Das ist der Dataismus: Die Addition ersetzt die Emotion.

Alles wird zum »ES« verdinglicht und verliert seinen Duft, ist reines Bild, Abbild; Zeichen und Bezeichnung fallen ohne Geheimnis zusammen. Hohl ist die Welt hier, genau wie die Welt eines Untoten: Sie perpetuiert sich selbst ewig, ohne dass die Menschen, die in ihr leben, noch wahre Erfahrungen machen. Es gibt keinen Verzicht, keine Gabe, die man einander schenkt – kein sich trösten oder schonen.

»Danke«, meint Konstantin emotionslos.

Luise stellt die Schüssel auf seinem Tisch ab.

Konstantin nickt, ohne sie anzusehen. Dann löffelt er. Beziehung geht nicht mehr von Statten. Das macht sogar den Tod traurig. Todtraurig sogar, im wahrsten Sinne des Wortes. Denn es hat einen Sinn, dass es ihn gibt, und dass der Mensch kein Vampir ist – oder? Konstantin und Luise aber denken darüber nicht nach. Es ist bloß ein Nachmittag wie jeder andere, und die Zeit ist dazu da, sie zu vergessen, damit

sie vergeht, ohne dass man die Leere wahrnimmt, die einen in Wahrheit umgibt.

In dem Moment pocht es an der Zimmertüre. Es ist Sina.

»Du wirst auch immer dünner«, meint Konstantin, ohne die Schwester anzusehen.

Mit bebenden Lippen fixiert Sina die Eisschüssel, die auf Konstantins Tisch steht. In ihrem Bauch rumort es.

»Was man von dir nicht behaupten kann«, meint Sina dann.

Sie ist wütend, wütend darüber, dass das Eis, das da auf dem Tisch steht, nach ihr ruft. Wütend darüber, dass es süß und gut schmeckt, dass es tröstet und weich die Kehle hinab rinnt – und vor allem darüber, dass es Kalorien hat.

»Wusstest du eigentlich, dass Oma sich umgebracht hat?« fragt Sina leise.

Konstantin fixiert den großen, schuppenartigen Drachen, der sich ihm gerade nähert. Seine Unterklippe zuckt. Schwert oder Faust? Konstantin überlegt nicht lange und entscheidet sich für die dritte Variante: Mittels Kickbox-Technik versetzt er dem Tier einen Tritt in die Brust.

»Verdammt!« schreit Sina da. »Hast du gehört was ich sage? Deine Großmutter hat sich umgebracht und du hockst hier und frisst Eis.«

Konstantin drückt auf Freeze, dreht seinerseits wütend den Kopf zur Seite.

»Du verdirbst mir gerade meinen geilen Kampf, little Miss Skeleton!« ruft er.

Da dreht Sina sich um und verschwindet.

24. Conny: Veränderungen

In Gedanken versunken wendet Conny Luise das Gesicht zu. Dann sagt er auf einmal laut:

»Er hat es also aus der Wirklichkeit verschwinden lassen, das Kind in ihrem Traum. Und warum hat der das gemacht? Es umgebracht? Davor?« fragt er.

Luise blickt hoch und Conny blickt zurück. Für einen Moment hat sein Blick sich am Vorhang vor dem Fenster verloren, der sich im Wind bauscht und an das Segel eines Bootes erinnert. Wäre ich nur eine Wolke, denkt Conny, dann müsste ich mich nicht so massiv mit meiner Geschlechtsidentität herumschlagen, sagt er sich.

Luise denkt kurz nach.

»Aus Spaß, glaube ich«, sagt sie dann. Ihr schaudert.

»Dieser Täter hat soviel Macht«, fährt sie tonlos fort, »den berührt nichts.«

»Ja«, entgegnet Conny leise und bemüht verständnisvoll. Er sieht Luise an und merkt, wie sie mit einem Mal seine Nähe sucht.

»Sonst kann man so etwas nicht machen. Oder?« fragt Luise leise.

Mit einem Mal wird ihr Gesicht dunkel.

»Ja. Also kaltblütig«, sagt sie dann.

»Ja.«

Conny nickt. Wir sind alle Opfer, denkt er, Opfer dieses verflochtenen Systems.

Stille.

»Ein kaltblütiger Mensch«, sagt Conny nach einem Schweigemoment.

Luises Stimme ist ein Wispern, als sie antwortet, ihr Atem überschlägt sich in Wellen.

»Ja.«

»Und: Hasst er? Oder ist er einfach so, dass es ihm egal ist?« forscht Conny nach einer Pause weiter.

Luise überlegt, betrachte das Fenster, das mit seinem geblähten Vorhang an ein Boot erinnert, und schweigt. Dann sieht sie mit einem kritischen Blick auf Connys lackierte Fingernägel. Conny merkt, wie ihm die Kraft ausgeht. Wellen der Müdigkeit steigen in ihm auf und ab. Plötzlich reißt etwas in ihm auseinander. Conny fühlt nichts mehr. Ob das von seiner geschlechtlichen Krise kommt? Er weiß es nicht.

»Er macht das, weil er anders nicht kann. Keine Gleichgültigkeit. Aber er kann nicht anders«, murmelt Luise irgendwann.

»Weil er muss?« fragt Conny mit letzter Mühe, wie mechanisch, sich selbst fremd.

»Ja.«

»Aus einem inneren Grund?« bohrt Conny nach.

»Ich glaube. Vielleicht«, murmelt Luise.

Conny nickt. Ein erneutes Gefühl der Schwäche schwappt über ihn.

Luise indes hat sich nach vorne gebeugt, und um ihre Mundwinkel zuckt es.

»Also wie bei Tieren, wenn sie jagen. So eine Art Trieb?« dringt Conny in sie.

»Ja. Nicht Hass«, sagt Luise bestätigend.

Conny ruckt kurz fragend zurück.

»Der hasst das Kind nicht?«

»Nein«, erwidert Luise.

Conny merkt, wie ein wenig Kraft in ihn zurückkehrt.

»Aber er hat es umgebracht, um sich zu schützen«, sagt Luise.

Wieder herrscht einen Moment Stille.

»Würden sie auch jemanden schützen auf diese Art?« will Conny da wissen.

Er merkt, wie die Frage Luise aufzucken macht.

»Ich weiß nicht. Ich bin ja unschuldig. Also im Traum«, murmelt sie.

Conny wiegt den Kopf zweifelnd hin und her.

»Und ihre Kinder?« fragt er dann.

»Zu denen bin ich nur unfreundlich manchmal, sonst nichts!« sagt Luise.

Conny nickt.

»Aus Wut?« will er wissen.

Wie ein Pistolenschuss kommt es aus Luise, sodass sie sich selbst genauso über die rasche Antwort wundert wie Conny:

»Nein!« zischt sie.

Dann gerät sie ins Stottern. Ihre Stimme strauchelt.

»Nur meine Tochter, die isst nicht mehr«, murmelt sie dann.

Wie ein Strich hängt das Echo ihrer Stimme im Raum, tonlos. Conny sieht Luise an.

Schweigen. Luise senkt den Blick.

»Ist das jetzt *in* mit den bunten Fingernägeln? Ich meine: auch bei Männern?«

Conny meint, im Erdboden zu versinken. Schon wieder

diese dummen Andeutungen! Denkt er. Rasch sieht Conny aus dem Fenster. Der Himmel draußen ist jetzt wolkenlos und klar. Blau und Weite liegen vor seinen Augen.

Conny weiß nicht, was er erwidern soll.

»Helfen Ihnen eigentlich die Tabletten?« fragt er also etwas ratlos.

Luise schweigt kurz.

»Ja«, sagt sie schließlich.

Schweigen.

»Wir waren bei ihrer Tochter«, meint Conny dann.

»Ja«, murmelt Luise und wischt sich über das Gesicht.

»Sina«, sagt sie dann noch leiser.

Conny überlegt. Hieß nicht das Mädchen, dem er neulich auf der Wiese sein Bild gezeigt hat, auch Sina? Plötzlich wird Conny von einer Welle des Begehrens erfasst, die ihn durchschüttelt.

Betreten senkt er den Blick, fühlt sich mit einem Mal schuldig. Was, wenn er eine Geschlechtsoperation machen würde? Würde er immer noch auf Frauen stehen? Conny überlegt, weiß nicht, was er sagen soll. Da steht Luise mit einem Mal auf. Conny wischt sich einzelne Schweißperlen von der Stirne.

»Wenn Sie nichts dagegen haben, würde ich jetzt gern unsere nächste Sitzung ausmachen«, sagt er.

Stille. Luise seufzt.

»Irgendwie bin ich jetzt müde«, kommt es da noch tonlos aus ihr.

Conny betrachtet sie und versucht, verständnisvoll auszu-
sehen.

»Sollen wir schließen?« fragt er gespielt freundlich und
fühlt sich mit einem Mal entspannter.

Luise nickt.

»Ja«, sagt sie leise.

25. Sina und Konstantin: Vergangenheiten

An diesem Abend hat Sina das Gefühl, kaum atmen zu können. Etwas sitzt ihr am Kehlkopf fest. Dass es Evas Krallen sind, weiß sie nicht. Die Tote will sich aus dem Mädchen eine Art Nest machen, in dem sie Zuflucht finden kann. So breitet sich Eva langsam in Sina aus und drängt ihr Ich weg. Das ist einfach, denn Sina ist ohnehin schon geschwächt vom Hunger. Sina weiß nicht recht, was sie mit ihrer Zeit tun soll. Längst kennt sie alle Songs von »the Antwoord« in- und auswendig, und auch auf Facebook langweilen sie die meisten Postings. Sina wagt es also. Sie tippt eine Nachricht an Jean in ihr Handy.

»Hab ich Sie verstört?« fragt Sina. »Sie sind so schnell gegangen letztens!!«

»Nein. Nur. Mein Vater. Es war alles nicht leicht. Die Gefühle«, kommt es zur Antwort.

»Ich versteh«, tippt Sina.

Und dann, nach einem kurzen Moment der Stille:

»Ich hab gar keinen.«

»Nein?«

»Nein.«

Sina schweigt kurz. Nun, ganz stimmt das jetzt auch nicht, denkt sie.

»Also schon. Aber nicht da. Der ist weg. Er schickt hauptsächlich Geld«, fügt sie dann hinzu.

Schweigen.

Sina will schon einen weiteren Satz schreiben, doch sie zögert kurz. Da zerrt Eva von Innen an ihr. Sina schluckt, ihre Finger sind mit einem Mal wie eingefroren. Sie greift nach dem Brief, streicht ihr für einen Moment zärtlich darüber. Der Brief ist ein Abschiedsbrief. Ihre Großmutter Eva erklärt darin, dass sie nicht mehr leben möchte.

Sina seufzt, klickt noch einmal das Handy an, betrachtet Jeans Profilbild auf WhatsApp.

Dann steht sie auf. Sie fühlt sich mit einem Mal, als würde sie auf Wolken gehen. Jean! Denkt sie. Doch dann fällt ihr wieder der Brief ein, der aus dem Päckchen gefallen ist, das sie Jean gegeben hat. Er liegt jetzt auf Sinas Schreibtisch. Sie öffnet ihn, liest ihn erneut, obwohl sie dessen Inhalt längst auswendig kann.

»Kind. Ich lieb dich, und ich will euch nicht zur Last fallen. Erschrick nicht, wenn du mich findest. Ich will bloß kein Hindernis sein, dir und deinem Glück nicht im Wege stehen. In Liebe Mama.«

Sina seufzt. Und Eva seufzt in ihr. Während die Lebende immer weniger wird, wird die Tote, die Ahnin in Sina, immer größer. Arme Oma, denkt Sina. Und sie merkt, dass sie wütend ist: Wütend auf ihre Mutter, die ihr nie die Wahrheit über ihre Vergangenheit erzählt hat, und wütend auf Konstantin, der sich so gar nicht für die gemeinsame Familienstruktur interessiert. Aber dieser befindet sich gerade in einer Art Paralleluniversum weniger als eine Luftlinie von Sina entfernt im Zimmer nebenan, und kreierte sich seinen eigenen Kosmos. Unser Weltall ist zwar so riesig, dass die Idee, man könnte

ein Paralleluniversum erschaffen, völlig irrwitzig erscheint. Dennoch ist das inzwischen möglich.

Die Wahrheit aber ist: Ein neu erzeugtes Universum, das sich weiter ausdehnt, ist eines, das wir nicht sehen können. Wenn das neue Universum sich nämlich von unseren lösen würde, so wäre der Rest nicht mehr als ein überdimensionales Gravitationsloch. Wir könnten also nicht einmal sagen, ob uns das Kreieren eines neuen Universums gelungen ist oder nicht. Warum also soll man reale Universen erschaffen, wenn man sie nicht beobachten kann?

Anders ist das mit den virtuellen Universen – und so eines ist Konstantin gerade in Begriff zu betreten. Das fällt ihm nicht sonderlich schwer. In seiner Wahrnehmung hat er bereits die alte Identität abgelegt und hüpfet nun als ActionRazor in der Weltgeschichte seines Computerspiels umher. Jedoch: Wahrnehmung ist immer subjektiv. Alle unsere Erfahrungen werden von unserem Gehirn gefiltert und analysiert. Wie sicher können wir sein, dass sie die Wirklichkeit tatsächlich wiedergeben?

Woher weiß Konstantin, dass er gerade vor seinem Computer sitzt und als ActionRazor die Welt erobert und nicht bloß in einem Gefäß schwimmt, wo Wissenschaftler sein Gehirn so simulieren, dass es ihm nur so vorkommt? In Wahrheit weiß er es nicht. Genau so wenig weiß Sina, dass sie mehr und mehr zum Geist ihrer toten Großmutter wird. Als Mensch tritt Konstantin durch seine Sinnesorgane mit der Welt in Beziehung, und deren Wahrnehmungskapazität ist beschränkt. Wie hoch aber ist die Verarbeitungsgeschwindigkeit eines Gehirns und wie hoch die der Computer?

Schätzungen, die sich mit der Zahl der Synapsen in unserem Gehirn und deren Impulsgeschwindigkeiten befassen, meinen, unser Gehirn hätte eine Rechengeschwindigkeit von in etwa 10 hoch 17 Operationen pro Sekunde. Der schnellste Supercomputer schafft heute in etwa 10 hoch 15 Rechenleistungen pro Sekunde. Doch das ist erst der Anfang. Einer groben Prognose zu Folge werden die Rechenleistungen von Mensch und Maschine irgendwann miteinander verschmelzen. Ganz genau so, wie die tote Eva nun mit Sina verschmilzt.

Dennoch: Der Mensch ist mehr als eine Maschine, er ist auch sein fleischliches Material. Wie also kommt es, dass die Außenwelt Reaktionen in unserem Inneren, Vibrationen in unserem Leib hervor ruft? Was ist die Stimme in unserem Kopf, die wir als Ich bezeichnen? Ist sie mehr als ein chemischer Prozess? Ist es bedeutungslos, ob die Verarbeitung von Daten innerhalb eines Computers, einer wie in Konstantins Fall 60 Kilo schweren Körpermasse oder in einem Eva-Sina-System, das angesichts der familiären Lage zu einer Einheit fusioniert wird, statt findet? Konstantin ist das ziemlich egal. Aber Conny interessiert sich dafür.

Einige Wissenschaftler haben bereits Versuche unternommen, ein biologisches Gehirn mit einem Computer zu simulieren, wie dieser weiß. Dennoch gibt es hier praktische Schwierigkeiten. Mal angenommen ein Computer würde erklären, er könne fühlen – woher wissen wir, ob das stimmt? Eigentlich müsste man nur Schaltkreise simulieren die ähnliche Information und Regeln wie unsere enthalten, und schon hätte man eine Parallelwelt simuliert! Eines jedenfalls ist sicher: Der Weg zu immer leistungsfähigeren Computern auf denen immer komplexere Programme

ablaufen lässt sich nicht aufhalten. So werden unsere Nachkommen eine ungeheure Zahl simulierter Universen erschaffen. Vielleicht gibt es dann nur noch ein Merkmal der Wirklichkeit: Sie erlaubt realistische Computersimulation! Angenommen wir leben in einer Simulation: Könnten wir es herausfinden? Das hängt wahrscheinlich von der Simulation ab. Aber die meisten, so wie Konstantin, wollen es gar nicht wissen. Sie wollen lieber spielen. Dasselbe gilt für den Tod bestimmter Familienmitglieder: Oft tun wir uns leichter, deren Verschwinden zu verdrängen. Was aber, wenn wir in Zukunft nur noch aus bionischen Organen und Nanorobtern bestehen, und diese alle zum intrinsischen Teil unserer Existenz geworden sind? Wohin gehen dann unsere Toten?

Konstantin jedenfalls denkt nicht viel darüber nach. Er ist der Held in seinem eigenen Kosmos, und das ist im Moment das Einzige, was zählt. Seine Schwester, die sich gerade zu Tode hungert, während eine Tote sie belagert, befindet sich in einem ihm nicht zugänglichen Paralleluniversum. Das ist alles, was er gerade weiß.

26. Konstantin: Besonders sein, kiffen

Es gibt in unseren Zeiten Bedrohungen, die sich durch die Vorherrschaft der Göttin des Algorithmus breit machen: Zum einen könnte das Individuum an sich seinen Wert gänzlich verlieren, zum anderen könnten Menschen zwar als Kollektiv wichtig sein, aber als Einzelne nicht mehr. Eine weitere Option wäre, dass alle Menschen weiterhin existieren, aber von einer Elite – zu so einer gehört übrigens unser Politiker Bitterkleid – kontrolliert werden, die Macht über die Ressource der Daten besitzt. Das wäre nicht das erste Mal in der Geschichte: Auch im 20. Jahrhundert begannen viele wegweisende Entwicklungen bei einigen wenigen reichen Gruppierungen. Zwar werden die unteren Bevölkerungsschichten unserer Welt laut Prognosen 2070 theoretisch besser versorgt sein als früher, aber die Kluft zwischen Arm und Reich wird mehr und mehr auseinanderdriften. Was, wenn Algorithmen menschliche Soldaten und Arbeitskräfte ersetzen und eine Elite daraufhin behauptet, dass es nichts bringt, das Gesundheitssystem für eine Welt nutzloser Armer zu erhalten? Die großen menschliche Projekte im 20. Jahrhundert wollten eine Überwindung von Hunger, Krankheit und Krieg schaffen. Heute strebt man nach Unsterblichkeit. Die Norm soll jetzt nicht mehr gesichert, sondern überwunden werden, koste es, was es wolle. So ist Konstantin wieder einmal in der Welt seines Computerspiels verschwunden und fühlt sich als der große Held. In dem Moment läutet es. Konstantin weiß Bescheid. Er streift zur Türe. Er öffnet. Sein Freund Ronald

steht da. Konstantin lässt ihn herein. Sie begrüßen einander mit Handschlag, nicht ohne eine gewisse Coolness in der Gestik.

»Hej, Alter«, meint Roland und klopft Konstantin auf die Schulter.

»Hej, Mann.«

Eigentlich sind sie aus dem Alter heraus, weiß Konstantin, in dem man einen auf Gang macht, aber es gibt nichts Neues. Und obwohl sie einander schon lange nichts mehr zu sagen haben, hängen sie immer noch miteinander ab.

Ronald überreicht Konstant ein Päckchen. Gras, weiß der. Er grinst. Aber natürlich ist er zu cool, um danke zu sagen.

»Mann, war echt nicht leicht, das zu kriegen«, murrte Ronald und verdreht die Augen.

Konstantin grinst und nimmt das Gras in die Hand.

»Danke.«

Jetzt hat er es doch gesagt, denkt Konstantin und beißt sich auf die Lippen.

»Macht einen Hunderter«, entgegnet Ronald lapidar und streift in Konstantins Zimmer.

Konstantin folgt ihm.

»Also?«

Konstantin zögert.

»Na komm schon«, meint Ronald und verdreht die Augen.

»Nimmst einfach die Kohle von deiner Mama«, meint er.

Konstantin überlegt kurz.

»Okay«, sagt er dann.

Schließlich würde Sina ihn nicht verpetzen, denkt er. Konstantin kramt nach dem Geld in einer der Schreibtischschubladen. Ein Hunderter, verknittert, fällt ihm in die Hände. Er

holt ihn heraus und reicht ihn Ronald. Der steckt den Schein rasch in seine Jackentasche.

Ronald grinst.

»Wollen wir eine rauchen?« fragt er.

Konstantin nickt. Roland setzt sich auf die Couch, Konstantin folgt ihm. Er packt das Gras aus und grinst. Ronald nickt cool und schlüpft aus seiner Bomberjacke. Sie drehen sich eine. Konstantin will die Zigarette an Ronald weitergeben. Dieser schüttelt den Kopf.

»Die erste ist für dich«, meint er und nickt zustimmend, als Konstantin zögert.

Schließlich nimmt Konstantin einen Zug. Es dauert ein wenig, bis die Konturen der Gegenstände weicher werden. Er starrt einen lichten Fleck in der Mitte des Zimmers an. Langsam wird der Atem ruhiger, fühlt sich alles an wie in Watte gepackt. Fein ist das. Very sweet, fast kitschig relaxed. Eine weiche Landschaft rundherum, denkt Konstantin.

»Ich das nix?« meint Konstantin und schüttelt den Kopf.

»Wie geil!« brüllt Roland auf einmal.

»Was, Alter?« meint Konstatin grinsend.

»Ich seh eine Frau. Eine Tote.«

Konstantin nickt.

»Cool«, gibt er zu und giggelt ein wenig.

Dass es Eva ist, die sich Roland da zeigt, weiß er nicht. Und wüßte er es, wäre es ihm egal. Hauptsache, sich das Hirn wegbeamen. Egal ob mit Drogen oder Computerspielen.

Um Konstantin herum ist es weich geworden. Eine Welt wie eine Wattewiese breitet sich um ihn aus. Ein Sternenmeer, denkt er und freut sich. Da trifft sein Blick auf eine helle Kontur in der Ecke.

»He, da steht echt eine Tote«, brüllt Konstantin da und lacht gicksend auf.

Tatsächlich. Eine schattenhaft-wolkenartige Form, allerdings ohne Gesicht. Oder nein, denkt Konstantin, da ist so etwas wie Augen, Nase, Mund. Das Wesen scheint Konstantin anzulächeln. Er grinst zurück. Es dauert ein wenig, bis er sich beruhigt hat und den Zustand als normal akzeptieren kann. Dann dreht er seinen Kopf zur Seite, und was er da sieht, ist noch schöner, als der Engel:

Kurze Pause.

»Meine Mutter«, sagt Konstantin da, »die spinnt im Moment!«

Roland aber will davon gar nichts hören, ganz ist er im Rausch der Drogen verschwunden.

»Halt die Klappe, Alter«, sagt er und grinst.

27. Sina: Verschwinden

Spiegel um Spiegel, denkt Sina. Rund um sie herum verborgene Wirklichkeiten, die einander verdoppeln, vervielfachen wie Paralleluniversen.

Manchmal denkt sie an das Licht, das sie am Morgen ausendet und das dann gleichsam in den Spiegeln gefangen ist. So als hätten sie ein Eigenleben. Sina fühlt sich zwischen den Spiegelbildern hin und her geworfen. Ob es wohl andere Welten gibt? Welten mit ähnlichen Gesetzen wie denen hier? Oder aber mit ganz anderen? So dass es vielleicht keine verpassten Chancen, keine nicht eingeschlagenen Wege gibt und keine Großmütter, die sich selbst getötet haben? Ja, denkt Sina, was, wenn es Kopien von uns, unterschiedlichste Alternativversionen gebe? Sina hat einmal was von Scheiben gehört, die parallel zu unserer in einer anderen Dimension schweben. Aber auch ihr eigenes Ich ist so weit von Sina entfernt, dass sie kaum ein anderes denken mag. Denn inzwischen hat Evas Schatten sich ihr bereits als Larve verinnerlicht.

Sina, oder sagen wir, das, was von Sina übrig ist, sehnt sich. Sehnt sich unendlich. Galaxien sind vielleicht nicht mehr als Holzscheite, die auf einem Meer der Unendlichkeit schwimmen, denkt sie. Zumindest hat das der Physiklehrer einmal behauptet. Gibt es jemanden am anderen Ende des Universums, so weit entfernt, dass das Licht auf seinem Weg nach Urknall noch nicht die Zeit hatte, die Distanz zu

überwinden? Oder: Gibt es vielleicht sogar jemanden in der Nähe? Bis vor Kurzem hat Sina noch gedacht, dass es Jean sein könnte, aber jetzt ist sie sich nicht mehr so sicher.

In Wahrheit aber gibt es im leeren Raum des Universums noch etwas anderes: den Raum selbst. So auch in Sina. Doch Raum und Zeit sind keine unveränderlichen Konstanten. Das hat Einstein mit seiner Relativitätstheorie bewiesen. Und so schrumpft auch Sinas seelischer Raum immer mehr zusammen, während sich die Tote in ihr breit macht.

Sina ist traurig. Eigentlich sollte sie sich am Sommer erfreuen. Vor allem, weil sie jetzt langsam eine Frau wird, was mehr Unabhängigkeit bedeutet. Zumindest sagen das alle. Es klopft an der Türe.

»Alles klar?« fragt Konstantin. Doch Sina kann nicht antworten. Die Zunge spricht nicht an. Ihr Mund ist Zerstörung. Seit einiger Zeit weiß sie, wie sie damit umgehen soll: Sina schluckt nichts mehr hinunter, seit sie die Regel hat. Sie blutet und sie hasst sich dafür. Sie revoltiert gegen ihren Körper, der grollt. Er grollt als eine Art Revolte. Sina braucht kühlende Wogen. Manchmal geht sie dann ins Schwimmbad, kühlt sich ab. Aber da starren sie sie immer an.

Wenn Sina nichts isst, ist ihr endlich kalt. Dann brennt die Wut auf Luise und ihre Lügen nicht mehr so. Dann kann sie nur noch schlafen. Schlafen hilft, wenn man vergessen will. Das ist gut, denn sobald Sina aufwacht, hagelt es Gedanken in ihrem Kopf. Wieder und wieder. Die Gedanken stechen nach ihr. Sina versucht, alles in Worten zu begreifen, die Worte aber machen die Dinge lebendig, sie beschwören die Zuckungen der Dinge herauf. Sina sagt: »Ich hasse mich«, wenn sie vorm Spiegel steht. Und schon wird sie hässlich.

Von ihr gelangt nichts mehr nach Außen, Sina ist eine Schale, schließt sich fest ein.

Sina hat einen fixen Tagesablauf. Sie zählt die Sekunden, Stunden, Minuten, bis sie essen kann. Dann isst sie, wenig. Sie bröseln, sie kratzt, schabt ab. Sie zählt jede Kalorie.

Sina will zu Knochen verstaubt sein, sie will den Mund schließen, denn er ist eine Wunde, die Worte sind Waffen, immer tun sie allen weh. Das Hauptproblem ist das Licht, sind die Lichtbilder um Sina herum, die stechen. Sie möchte schlafen. In einer Zelle sein, allein mit den Stickerereien ihrer flirrenden Phantasien.

Ihre Mutter Luise glaubt an Gott, doch für Sina hat Gott lange Zähne, er ist ein Raubtier. Er tötet. Sina weiß nicht mehr weiter. Sie ist zu voll mit Gedanken und Gefühlen fremder, und jetzt stopft sich auch noch der Schatten ihrer toten Großmutter in sie hinein!

Je mehr Teilchen an Energie man an eine Stelle hinein quetscht, desto größer ist die Möglichkeit der Variablen. Hat ein Raum allerdings zu viel Energie, so bricht er in sich selbst zusammen. Es entsteht ein schwarzes Loch. Wenn wir versuchen, noch mehr an Information hineinzulegen, wird das schwarze Loch immer größer.

So geht es auch Sina. Die Dunkelheit in ihr wächst und wächst in dem gleichen Maße, in dem sie immer weniger wird. In dem Moment werden Luise und die Großmutter immer stärker. Das ist Systemerhaltung.

Sina hat nur eine Wahl: Sie loggt sich in ein Forum für Essgestörte, ein so genanntes Pro-Ana-Forum, ein und tippt den ersten Satz: »Day 13 of fast: fat.«

28. Conny: Konstantin

Kein Wunder, dass der Mensch sich danach sehnt, aus dem binären Geschlechtsdenken auszubrechen – und das nicht erst seit unseren Tagen, in denen Leben und Geschlecht manipuliert werden können, denkt Conny. In Zeiten, in denen man auf Facebook zwischen 60 unterschiedlichen Arten von Geschlecht wählen kann, ist der Begriff des Geschlechts längst körperlos geworden. Seit der Möglichkeit des chirurgischen Eingriffs hat sich ein neuer Bereich herauskristallisiert: der der Transsexualität als medizinisches Thema.

Betroffene sprechen hier von einer Geschlechtsidentität, die nicht mit der ihres Körpers übereinstimmt, also von ihr unabhängig ist. Damit wird der Begriff des Geschlechts – wie so vieles in Zeiten der Biomacht – körperlos. Nun handelt es sich bei ihm nur noch um das Attribut eines virtuell angepassten Körpers; ja, auch das Gehirn selbst wird zum virtuellen Gegenstand. Die Machbarkeit der Geschlechtsanpassung und das mit ihr einhergehende ethische Problemfeld ist demnach auf einen virtuellen Kontext angewiesen; ob Geschlechtsanpassung kritisiert oder pauschal verurteilt werden soll, oder im Gegenteil das virtuelle Zeitalter gefeiert werden muss, sei dahingestellt. Eines ist jedenfalls sicher: Der Diskurs hat erst begonnen. Dennoch weiß Conny nicht, was das in der Realität für ihn bedeutet.

»Also«, sagt Conny nun und fixiert Luises Sohn, der vor

ihm auf der Couch lümmelt und ihn mit desinteressiertem Blick ansieht.

»Deine Mutter hat erzählt, sie macht sich Sorgen, weil sie dich beim Rauchen erwischt hat«, sagt Conny.

Konstantin verdreht die Augen.

»Immer macht sie sich Sorgen«, meint er und fährt sich durch das leicht borstige Haar, das dann auch sofort in alle Richtungen steht.

Dann betrachtet er Connys Fingernägel.

»Cool«, meint Konstantin, »das ist metro, oder?«

Conny merkt, wie er unweigerlich zurückweicht, doch dann muss er lächeln.

»Ja, man kann es auch so nennen«, meint er und ärgert sich sofort selbst über den diplomatischen Tonfall in seiner Stimme.

»Ich finde es ja toll, dass du gekommen bist!« meint er dann flötend.

Konstantin seufzt.

»Meine Mum hätte mir sonst das Computerspiel verboten«, erklärt er.

Stille.

»Dabei sollte eigentlich meine Schwester Sina da sein«, meint er dann.

Conny zieht eine Augenbraue in die Höhe.

»Ah ja?« fragt er leise.

Konstantin nickt.

»Die isst nix mehr«, erklärt Konstantin.

Conny nickt und sucht in Konstantins Gesicht nach den Zügen des Mädchens, das ihm einmal beim Malen begegnet ist, und das ihm nicht aus dem Kopf geht. Doch die große

Hakennase und die nah beieinanderliegenden Kulleraugen erinnern so gar nicht an dieses zarte Geschöpf

»Macht dir das Angst?« fragt Conny schließlich.

»Was?« meint Konstantin.

»Dass deine Schwester nicht mehr isst!«

Konstantin zuckt mit den Schultern.

»Sie wird schon wieder essen«, meint er dann achselzuckend.

Conny betrachtet ihn und ist sich nicht sicher, ob Konstantins Coolness bloß gespielt ist.

»Was macht dir denn Angst?« fragt Conny da ein wenig herausfordernd.

Konstantin scheint zu überlegen.

»Nix«, sagt er. »Ich hab eh kein Problem. Mama hat das Problem, darum schickt sie mich auch her«, erklärt er dann.

Conny nickt. Was für ein armes junges Gemüse, denkt er. Jung und dumpf. Ein Baby in einem viel zu großen, viel zu starken Körper.

»Was, glaubst du denn, ist das große Problem deiner Mutter?«

»Don't know«, erklärt das Riesenbaby vor ihm, »wahrscheinlich, weil sie die ganze Zeit mit Denken verwendet.«

Conny stutzt. So eine Aussage hat er nicht erwartet. Das klingt überaus reif, denkt Conny, während er den großen blonden Jungen, der auf der Couch hängt wie ein Sack, eingehend betrachtet.

»Wie meinst du das?« dringt Conny in ihn.

Konstantin wischt sich über das Gesicht und schweigt kurz.

»Meine Mutter braucht die ganze Kraft fürs Denken auf«,

sagt er dann.

Conny nickt.

»Ich verstehe!« sagt er.

Konstantin grinst.

»Das sagen Sie, weil Sie dafür Geld kriegen«, meint er dann.

Nun hat der Junge Conny doch überzeugt. Er lächelt.

»Danke für deine Ehrlichkeit«, meint er.

Und dann: »Was, denkst du, kann ich dazu beitragen, dass die Beziehung zwischen dir und deiner Mutter besser wird?«

Konstantin fährt sich übers Haar.

»Keine Ahnung«, meint er dann.

Da ist sie wieder, denkt Conny, diese Wurstigkeitshaltung.

»Das Denken kann man halt nicht einfach so abdrehen«, versucht er zu erklären.

Für einen Moment herrscht Stille.

»Sie soll mich in Ruhe Computer spielen lassen«, antwortet dann Konstantin nur.

29. Luise: Mütter und Töchter

Irgendwann geht die Zeit wieder an – und auch das Licht. Luise springt auf und beginnt, wie manisch die Laden im Wohnzimmer zu durchwühlen.

Sina hat es gehört.

»Was suchst?« fragt sie ein wenig ruppig.

Luise dreht den Kopf zur Seite und betrachtet die Tochter. Noch kann sie nicht sehen, wie die Seele ihrer Mutter aus den Augen ihrer Tochter steigt. Zu beschäftigt ist Luise damit, ihre alten Dokumente zu durchwühlen.

»Die Briefe«, sagt sie barsch zu ihrer Tochter.

»Was denn?« murrte Sina nur.

»Wo sie sind« wiederholt Luise.

Bewegungslos steht ihre Tochter vor ihr, sieht aus wie ein Skelett.

»Entspann dich«, sagt Sina kalt.

Die Mutter läuft auf sie zu, rüttelt sie an den Schultern.

»Wo?!« schreit Luise.

Sina grinst bescheuert.

»War's nicht nett bei deinem Lover?« meint sie.

Da stürzt sich ihre Mutter auf sie.

Luise rüttelt Sina.

»Ich hab dich nie geschlagen. Aber jetzt ...«, stößt sie zischend aus.

Sina windet sich aus der Umklammerung der Mutter, beginnt zu laufen.

»Na hau doch ab. Keiner hält dich hier. Willst ja selber

dableiben. Weil ich immer alles für dich mach!« ruft Luise wütend aus.

Sina dreht sich schnaubend um. Ihre Augen funkeln.

»Du stinkst nach Alkohol«, ruft sie.

»Und?« meint Luise kalt.

Nur ihre Mundwinkel zucken ein wenig nach Unten.

»Du wirst wie deine Mutter«, murrte Sina.

Luise hält inne. In ihrem Gesicht bricht etwas auseinander.

»Was soll das heißen?« fragt sie

»Ich hab die Briefe gelesen«, sagt Sina.

»Dachte ich mir. Die such ich nämlich auch. Stell dir bloß vor!« entgegnet Luise böse.

Sina lacht hämisch. Es klingt wie ein Würgen.

»Haha.«

»Wo sind sie?«

Sina überhört die Frage.

»Warum hast du mir nie erzählt, dass Oma sich umgebracht hat?«

Luise beißt sich auf die Lippen.

»Du hast sie dem Franzosen gegeben, hab ich Recht?«

Sina funkelt ihre Mutter an.

»Ich hab ein Recht darauf, zu erfahren, woher ich komme!« ruft sie, geht auf die Mutter zu und schüttelt sie. Luise stößt Sina fort.

»Sind die Briefe jetzt bei diesem Jean?« ruft sie aus.

Dann stürzt sie nach vorne, stürzt sich auf die strauchelnde Tochter, in der ihre Mutter wohnt, und beginnt, sie zu würgen.

»Geh weg!«

Sina stößt ein Quietschen aus.

»Besoffene Liesl!«

Diese Bezeichnung hat gegessen. Stille. Luise lässt sie los und sinkt zu Boden. Kurze Pause.

Sina atmet schwer.

»Ja. Sind sie. Sie sind bei Jean«, murmelt sie dann tonlos.

»Du bist wahnsinnig«, keucht Luise, während sie die Beine an den Bauch zieht.

Sina spürt mit einem Mal Mitleid mit ihrer Mutter.

»Er bringt sie wieder«, sagt sie leise.

Und dann, mehr zu sich selbst:

»Der ist süß.«

Sina setzt sich versöhnlich und giggelnd neben Luise.

»Ein bisschen wie deiner. Dein Pole«, meint sie.

Und dann, als die Mutter nicht reagiert:

»Was bist denn so irre blass? Ist ja alles halb so wild.«

Luise rückt ab. Bleich, erschöpft betrachtet sie die Tochter. Vielleicht ist es die Kombination aus Antidepressiva und Alkohol, die ihrem Kreislauf schadet?

»Er ist nicht mein Pole«, murt Luise.

»Und er hat einen Namen. Außerdem«, fügt sie dann grimmig hinzu.

In dem Moment betritt Konstantin die Szenerie.

»Essen wir dann was zu Abend?« fragt er.

Als er seine Mutter am Boden sieht, beugt er sich hinab, legt ihr den Arm um die Schulter.

Luise aber hat nur Augen für Sina.

»Du hast dich in diesen Jean verguckt.«

»Entspann dich, Mama«, fährt Konstantin mit besorgtem Ausdruck dazwischen.

Und dann: »Wer ist Jean?«

Sina überhört ihn.

»Alles gut. Er wird die Briefe schon wiederbringen. Und über Oma reden wir ein andermal. Halt nicht, wenn du frisch von Radek kommst«, meint sie bemüht sachlich.

Luise nickt. Dann wendet sie sich an Konstantin.

»Jean ist mein Halbbruder«, flüstert sie.

Konstantin, der gerade die Schultern der Mutter gestreichelt hat, hält inne.

»Hä?«

»Mein Vater. Das war ein Alliiertes. Hier. Im 2. Weltkrieg. Ein Franzose«, erklärt Luise tonlos.

»Und?«

»Mehr hat mir Mama nicht sagen wollen«, murmelt Luise.

»Ich versteh nicht«, sagt Sina.

Luise, die zwischen Zärtlichkeit und Wut schwankt, entgegnet: »Du bist nicht die hellste heute, was?

Die Liebe hat dir das Hirn verdreht.«

»Ach, ich geh Computerspielen«, meint Konstantin und verlässt das Zimmer wieder.

Luise steht auf. Sina tut es ihr gleich, wird plötzlich rabiat.

»Das einzige Hirn, das hier verdreht ist, ist deins! Sorry!« sagt sie wütend.

»Ich versuch, dich zu trösten und du erzählst mir nur Scheiß! Halbbruder, ja genau. Das bildest du dir ein! Das ist dein Neid! Dein verdammter Neid. Weil du es nicht aushältst, dass ich mal glücklich bin! Dass ein Mann mich begehrt!«

Luise verdreht die Augen.

»Er ist dein Onkel!«

Stille. Sina denkt länger nach. Fährt sich mit zitternden Lippen durchs Haar. Dann, ratlos:

»Ja, so ein Chaos entsteht eben! Wenn man lügt!« sagt sie.

Sina setzt sich an den Tisch und vergräbt ihr Gesicht in den Händen.

»Ich lüg nicht!« ruft Luise auf.

Sie will Sina die Hände vom Gesicht ziehen. Diese wehrt sie mit harter, brutaler Bewegung ab.

»Nein, schlimmer: Du schweigst! Du hast immer geschwiegen! Geschwiegen und geschluckt! Aber wem hast du damit geholfen? Niemandem! Nicht mal dir! Ein Abgrund, den du nicht siehst, ist nämlich trotzdem da!« ruft sie.

Luise nickt, will gehen. Sina springt auf, stemmt sich gegen sie, stößt sie zurück.

»Warum hast du nicht erzählt, dass Oma ...«, ruft sie, doch dann hält sie inne.

Denn Luise beginnt, zu weinen. Dann greift sie unvermittelt nach einem Wasserglas, das aus dem Tisch steht, und schmettert es gegen die Wand.

»Weil ich nicht mehr bei ihr war! Ich hab diesen ganzen Wahnsinn nicht mehr ertragen! Da liegt wer im Schnee, den du liebst. Sieht Mäuse und Männer mit Bärten. Redet in Sätzen ohne Zusammenhang. Ich war schwanger. Ich hab nicht mehr können! Zufrieden?«

Sina erstarrt in der Bewegung und guckt auf die Scherben, paralysiert. Luise holt tief Luft. Dann verlässt sie die Wohnung. Sina rennt ihr nach, doch sie stürzt. Setzt sich dann heulend auf die Treppe. Nach einiger Zeit kommt Radek vorbei.

»Sina, was ist los?« fragt er und legt Sina eine Hand auf die Schulter.

»Mama. Sie ist. Weggelaufen. Ich weiß nicht weiter«, stammelt Sina.

Radek blickt sie verdutzt an.

»Ha?«

Sina nickt.

»Ja. Wir haben gestritten, über Oma. Und ihren Selbstmord.«

Radek nickt, denkt nach.

»Hat sie erzählt. Von Oma. Hat gesagt: Lobau. Kann sein, dass dahin ist?« fragt er.

Sina überlegt.

»Ich weiß nicht«, murmelt sie.

Doch in ihrem Kopf tönt ein leises: Ja. Es ist Eva in ihr, Eva, die zustimmt.

»Ja. Du beruhigen. Und ich sie suchen. Gut. Ich Lobau. Auf! Auf!« sagt Radek.

Sina nickt.

Als sie in ihrem Zimmer ist, loggt sie sich wieder im ProAna-Forum ein. »6lbs down. 20lbs to go in the next 5 weeks. Too fat. Goodbye me. It's good. Fuck it all«

Sina drückt auf Enter. Aber besser wird dadurch nichts.

30. Mina: Ausgehen mit Conny

Am Wochenende beschließt Mina, einmal mit ihrem Kumpel Conny eine Party zu besuchen. Es wird Zeit, dass sie wieder ein bisschen lebt, denkt sie. Denn in den letzten Monaten hat sie sich hauptsächlich um ihre Arbeit bemüht. Aber auf einmal hat die Lust sie gepackt. Ob das wohl an der Tatsache liegt, dass sie bald ein neues Forschungsprojekt beginnen wird? Auf jeden Fall bringt es frischen Wind, denkt sie und schreitet wippend neben Conny her.

»Heute gehört die Nacht uns, Süße«, sagt dieser vergnügt.

Sie gehen im Gleichschritt. Holen Minas besten Freund Dietrich ab und danach auch noch Martina.

»Lasst uns tanzen!« schlägt Martina vor, während sie in ihren Wagen steigen.

Mina merkt, wie sich ein wohliges Gefühl in ihrem Bauch ausbreitet.

»Ja!« meint sie.

»Techno?« fragt Conny.

Mina nickt lächelnd, denn sie ist ein Kind ihrer Zeit. Mina weiß: Neue Techno-Religionen erobern die Welt. Genau darum geht es ja auch bei ihrem Forschungsprojekt: Heil wird durch Gene und Algorithmen versprochen. Warum also nicht gleich auch die passende Musik dazu? Mina lächelt. Mensch oder Maschine? Wer gewinnt den Machtkampf? Künstliche Intelligenz koppelt sich vom Bewusstsein ab und Menschen müssen mit dieser Entwicklung mithalten

und ihren Körper-Geist so gut es geht optimieren. Das hat Mina dank ihres Fitness-Armbands, das Kalorienverbrauch, Pulsfrequenz und Trainingseinheiten akribisch genau dokumentiert, inzwischen voll drauf. Die erste kognitive Revolution verschaffte dem menschlichen Geist einen Zugang zum Intersubjektiven, was dazu führte, dass wir nun über den Planeten herrschen. Heute sollen mit Hilfe von Gentechnik, Nanotechnologie und Schnittstellen zwischen Gehirn und Computer neue Welten geschaffen werden – und sie, Mina, kann bei ihrem neuen Forschungsprojekt dabei helfen!

Das Upgrade des menschlichen Geistes ist jedoch nicht unbedingt einfach. Eine Fledermaus nimmt die Welt als Echo wahr. Ein Delfin hört Frequenzen, die uns verwehrt bleiben. So wie die Spektren Licht und Klang nur in geringem Maß von Menschen erkennbar sind, ist auch das mentale Spektrum des Homo sapiens größer, als wir zu ahnen wagen. Wir können als Individuen immer nur einen Teil der Erfahrungswelt des Menschlichen an sich abdecken, denn jedes Gehirn und seine Filterungen ist und bleibt einzigartig und genau das ist es, was wir uns in diesen Zeiten bewusst machen sollten!

Verrauchte Luft schlägt Mina entgegen, als sie Conny zur Party folgt. Sie hustet kurz, schlüpfte dann aus ihrer Jacke. Dietrich ist bereits hier, steht vom Tisch auf und streckt die Hand nach Mina aus, um ihr die Jacke abzunehmen.

»Hej, schön, dass ihr da seid!« meint er.

Mina lächelt verlegen.

»Hej!«

Dann wendet sie sich wieder Conny zu, greift nach seiner Hand, zieht ihn in Richtung Tanzfläche. Sie merkt jedoch, wie Dietrich ihr immer wieder verstohlen einen Blick zuwirft. Ob ihm auffällt, wie groß und stramm ihre Brüste sind? Sie schämt sich ein wenig für ihren Oberbau. Das hat sie bis jetzt immer getan. Die Brüste sind zu riesig, und sie hängen seit einigen Jahren. Ihre eigenen Beine in dem kurzen Rock kommen ihr heute hingegen seltsam dürr vor. Das Hervortreten ihrer Fußgelenksknöchelchen fällt Mina auf. Wie hart die Beckenknochen sind. Ihr graust mit einem Mal vor sich selbst. Was mache ich hier? Was für einen Sinn hat dieses Körpergerät, in dem ich mich durch die Welt bewege. Die humanistische Revolution sprach den Alltag heilig und verlor das Interesse an der Geisteswelt. Insofern fehlen in unserer Gesellschaft die Mystiker – jene, die besondere mentale Zustände erleben. Interessant ist in diesem Kontext die Tatsache, dass auch der Neandertaler lange Zeit mit dem Homo sapiens konkurrierte, bevor er ausstarb. Dieser hatte ein weit aus größeres Gehirn als wir und wahrscheinlich Fähigkeiten, die uns heute fehlen. So kann ein Sapiens nicht verstehen, was es bedeutet, durch ein Echo einen Schmetterling zu orten – wie in etwa eine Fledermaus.

Wale und Menschen verarbeiten ihre Gefühle im limbischen System. Wale allerdings können Gesänge über hunderte von Kilometern weit hören – etwas, das uns schleierhaft bleiben wird. Heute versucht man nicht mehr die Kranken zu heilen – sondern in erster Linie die Gesunden zu optimieren. Gesund fühlt sich Mina allerdings trotz aller Anstrengungen nicht.

Als sie Hand in Hand mit Conny ins nächste Zimmer streift, lächelt sie dennoch bemüht charming.

»Toll!« meint Mina.

Ein riesengroßes, reich geschmücktes und mit Früchten verziertes Buffet ist auf einem großen Mahagonitisch aufgebahrt. Dietrich, der ihnen gefolgt ist, stößt einen Pfiff aus.

»Edel hier!« meint er.

Rauchschwaden hängen in der Luft. Mina kann kaum atmen. Mit einem Mal kommt ihr Dietrich zu nahe. Sein Körper schiebt sich ein wenig heran, während sie nach einem Teller greift, so, als ginge es nur darum, sich in der Warteschlange anzustellen. Mina seufzt. Sie möchte am liebsten zurück nach Hause. Oder zu Elvira. Sie braucht das Summen ihres Computers, die Sicherheit, nicht verloren zu gehen. Ich gehöre nicht hierher, denkt Mina. Mit zittrigen Fingern pappt sie wahllos Käse, Tomatenscheiben und ein wenig Schokokuchen auf ihren Teller, streift dann weiter zum Alkohol. Wein ist jetzt das Beste, denkt Mina, das lockert. Man setzt sich, Mina atmet schwer. Während des Gespräches kippt sie ein Glas nach dem anderen runter bis ihr schlecht ist von ihrem eigenen Mundgeruch. Aber die Wärme im Magen breitet sich aus. Sie will jetzt nur noch glücklich werden, beschwingt und leicht werden vom Alkohol. Mina merkt mit einem Mal, dass sie leer ist. Fast so, als hätte sie keinen Geist. Doch was ist der Geist? Seit Jahrhunderten entwickelte er sich immer wieder neu: Ein Jäger und Sammler musste andere geistige Fertigkeiten (Feuer machen, Tiere häuten etc.) an den Tag legen als Menschen heute. Archaische Menschen nutzten demnach

eine ganz andere Art von Geruchssinn, der bei uns verkümmert ist. Heute leidet die Menschheit unter der Krankheit FOMO – der Angst, etwas zu verpassen.

So auch Mina, die sich eigentlich extrem unwohl auf der Party fühlt, aber sich dennoch nicht fortreißen will. Und das paradoxerweise, obwohl Mina wie alle anderen doch mehr Wahlmöglichkeiten hat als jemals zuvor! Früher arbeiteten die Menschen intensiv an ihrer Fähigkeit, sich an Träume zu erinnern, man gab ihnen prophetische Bedeutung – eine Tatsache, die heute völlig ausgeklammert wird. Da hockt Dietrich wieder neben Mina, die gerade in Gedanken versunken ist, und quatscht sie an.

»Hübsches Kleid«, meint er und grinst.

Mina betrachtet ihn. Dietrich hat eine helle Haut. Sie sieht seine scharfen Konturen im diesigen Licht. Sieht das Kinn, das sich dem ihren annähert, während sie sprechen. Sie erschrickt darüber, wie laut ihr eigenes Lachen ist. Da kommt Dietrich auf sie zu und nimmt ihre Hand. Er zerrt sie auf die Bühne. Sie stolpert. Rülpsst laut auf.

»Was will er von dir?« fragt Conny, der neben den beiden auftaucht.

»Keine Ahnung«, murmelt Mina.

Dietrich macht indes einen Schritt auf sie zu und drückt ihr die Handgelenke, dass es weh tut.

»Ich bin betrunken«, schreit Mina in Connys Ohr. Und: »Ich geh dann mal.«

Als sie ins Nebenzimmer hastet, um ihre Jacke zu suchen, muss Mina aus irgendeinem Grund an die letzte Tote im Krankenhaus denken, an die zarten Schulterblätter, die aus

ihrem Rücken hervorstachen, als man sie umdrehte. Worum geht es im Leben? Denkt Mina auf einmal und merkt, dass sie müde ist.

Da taucht Conny auf. Er bewegt sich sanft in ihre Richtung und grinst schief

»Hej, nicht weglaufen!«

Mina seufzt.

»Was ist denn los?« will Conny wissen.

Mina zuckt mit den Schultern.

»Ich weiß nicht, mir ist alles zu viel«, murmelt sie.

»Ist es wegen Dietrich? Nervt er?« will Conny wissen.

»Nein ... ich mein: ja«, murmelt Mina.

Conny lacht.

»Aber Dietrich ist nicht der Grund«, sagt Mina dann. »Es geht um das neue Forschungsprojekt. Du weißt schon, dieser Bitterkleid sponsert es.«

»Der ÖVPler?« meint Conny und verzieht angewidert das Gesicht.

»Na ja, wenn es Geld gibt!« meint Conny dann, harkt sich bei ihr ein und drückt ihr einen Kuss auf die Wange. Conny riecht nach Alkohol, findet Mina.

»Und, was ist das eigentlich für ein neuer Job?« fragt Conny da.

Mina zögert.

»Es geht um Experimente mit Hautzellen«, sagt Mina vage.

Conny versucht es positiv.

»Du bist so toll. Arbeitest, kriegst alles auf die Reihe. Schau was ich mach. Ich trinke und traue mich immer noch nicht, eine Geschlechtsumwandlung zu machen!«

Er prostet Mina mit einer Bierflasche zu und lächelt. Sie

lächelt zurück, drückt die kalten Finger zwischen ihren kurz zusammen. Connys Mund kommt ihr gefährlich nahe. Atmet aus und in Mina hinein. Der ist auch betrunken, denkt Mina und seufzt.

»Also so wie in Science-Fiction-Filmen, wo Gehirne in Flüssigkeiten die Jahrtausende überdauern?« meint Conny scherzend.

Mina sieht ihn an.

»Noch viel krasser«, meint sie. »Es geht um Experimente mit dem Alterungs-Gen.«

Conny zieht eine Augenbraue in die Höhe.

»Aber ewig leben?« meint er.

»Naja, der Mensch wollte sich immer schon optimieren«, entgegnet Mina.

Schweigen.

»Du überlegst schließlich auch, eine Geschlechtsumwandlung zu machen!« sagt Mina dann.

Conny presst die Lippen aufeinander.

»Das ist was anderes!« sagt er bitter, doch Mina hat einen wunden Punkt erwischt. »Wie läuft es denn mit deiner Arbeit?« fragt Mina, weil sie irgendetwas sagen möchte, und weil sie merkt, dass Conny reden mag.

»Ach, keine Ahnung«, murmelt dieser.

Dann zündet er sich eine Zigarette an, bläst Rauch aus.

»Na komm, da ist doch was«, meint Mina. Gleich ist es vorbei, ein paar Sätze noch, denkt sie. Und: Sieht aus, als würde Conny mich jetzt brauchen.

»Frau. Ich denk, ich will eine Frau werden«, sagt Conny dann leise. Conny strauchelt. Mit einer raschen Geste schiebt Mina einen Barhocker unter seinen Körper, drückt ihn auf

den Sitz, weil sie Angst hat, Conny könnte auf einmal umkippen und mit dem Kopf gegen die Theke krachen.

»Danke.«

Mina legt die Hand auf Connys Knie.

»Bist du dir sicher?« fragt sie leise.

31. Jörg Bitterkleid: Vampire

Der Alltag ist ein Vampir und saugt uns aus, denkt Jörg Bitterkleid, während er in seinem Büro auf und ab geht, aber der Mensch selbst ist auch ein Vampir. Bitterkleid überlegt. Kann man den einen gegen den anderen ausspielen? Fragt er sich mit einem Mal. Und: Welcher von ihnen ist der größere Feind? Rastlos geht Bitterkleid in seinem Zimmer auf und ab, Hitze herrscht, und sie flimmert auf der Fahrbahn hinter Bitterkleids Fenster. Grell, weiß schimmert sie zu ihm hinauf. Wir sehen alles wie hinter Glas, denkt Bitterkleid, und ein Satz fällt ihm ein: »Wie durch einen Spiegel in einem dunklen Wort!«

Er öffnet das Fenster, lauscht den stillen Geräuschen der Welt. Eine Kinderstimme. Wie Vogelgezwitschern.

Ein Ring aus Nebelwölkchen, der langsam verflackert und verdampft. So also sitzt Bitterkleid da und starrt ins Nichts. Seine Gedanken aber wollen nicht so richtig nachkommen. Das Leben ist viel zu schnell für ihn. Alles stürzt auf ihn ein, während er dasitzt, die Welt rast, zack zack schießen die Erinnerungen an ihm vorbei, taumeln ineinander. Mehr und mehr verwackelt das Bild und Bitterkleid kann sich kaum noch fassen. Zwischengefühle schweben in ihm, die sich nicht begreifen lassen. Anfang und Neubeginn, ein neues Projekt, Welten in Welten, alles ist ihm mit einem Mal zu dicht. Zwischen vagem Wunsch und Angst schwebt es in ihm, unbenennbar, unklar. Doch eines ist sicher: Der Wal ist weg.

In dem Moment öffnet sich die Türe, eine junge Frau steht vor ihm. Sie atmet, atmet schwer und betrachtet Bitterkleids verschwitztes Gesicht.

»Wie kann ich ihnen helfen?« fragt Bitterkleid, und sein Doppelkinn labbert.

Da geschieht es: Von draußen dringt ein ohrenbetäubendes Geräusch zu ihnen hinein. Ein Quietschen von Bremsen, ein Käuzchen ruft fern, das Gefühl, geschleudert zu werden. Überall.

Bitterkleid sinkt nach vorne. Alles schwappt über ihn, schlägt über ihm zusammen wie eine Welle. Geräusche der Straße, Rauschen in den Bäumen, Vogelgesang. Das Pfeifen des Windes. Alles schmilzt zu einem Moment zusammen. Und mit einem Ruck gerät Bitterkleid ins Wanken, fährt aus der Spur und kommt ins Straucheln.

Plötzlich ist Bitterkleids Gesicht weiß geworden, und auch Mina sieht ihn mit zitternden Lippen an.

»Sind Sie in Ordnung?« fragt Mina.

Bitterkleids Lippen beben und sehen dabei aus wie Fleischwülste.

Er lacht schallend auf.

»Aber ja ... nur dieses Geräusch da draußen ...«

Mina nickt, streift zum Fenster.

»Ja, muss wohl ein Unfall gewesen sein«, meint sie dann.

Bitterkleids Doppelkinn wabert ungläubig.

»Ist jemand gestorben?« fragt er leise.

Da muss Mina mit einem Mal lachen.

»Keine Sorge!« meint sie dann, als ihr wieder einfällt, wo sie sich befindet.

Schweigend stehen die beiden voreinander, um sie herum

nichts als Wände. Bitterkleid betrachtet die zarte Frau mit dem krausen Haar. Marokko, denkt er, oder? Und dann: Besser Wände als Wale. Dann fühlt er sich seltsam leer. Ein Wort nur hat er im Kopf, es heißt: umkehren.

»Ich bin wegen des Forschungsprojektes hier«, sagt Mina da laut.

Bitterkleid nickt.

»Es geht um das Alterungs-Gen, das Experiment mit den Hautzellen, hab ich recht?«

»So ist es«, sagt Mina.

Der Tod hinterlässt, wie die meisten von uns erlebt haben, Leerstellen. Vielleicht ist dies der Grund, warum er in unserer Gesellschaft im Moment sehr stark gefürchtet wird? Dass der Tod zum Staatsfeind Nummer eins erklärt wurde, ist spätestens seit Auftreten des Coronavirus klar. Doch diese fanatische Haltung, Leben zu schützen und den Tod auszuklammern, reicht historisch gesehen etwas weiter zurück. Wir altern, doch es fällt uns zusehends schwerer, das Leben sinnvoll abzuschließen. Daher: konservieren! So meint Bitterkleid und in der Hinsicht ist er wie wir alle: Wir versuchen, das Leben zu verlängern. Aber warum geschieht das in Wahrheit? Weil wir es nicht leben. Wir häufen Kapital gegen den Tod an. Und je näher er rückt, je größer dieses Loch wird, umso mehr versuchen wir, es zu stopfen. So sind wir paradoxerweise zu lebendig um zu sterben, aber zu tot um zu leben. In der Hinsicht werden wir dem Vampir, dem toten Leben, immer ähnlicher. Wir nagen als Zombie an uns selbst. Das Andere als Feind wird zum Verschwinden gebracht. Den Krieg führt man hier nur noch mit seinem inneren und

äußeren Selbst – und zwar im Sinne der Ausbeutung, der Kapitalisierung und Ausschlichtung des eigenen Körpers, der eigenen Psychose.

»Ewig leben«, sagt Bitterkleid da leise und sieht Mina an.

»Ja, das wär was!«

Sie lächelt.

32. Luise: Lobau

Wie kann man unserer kapitalistischen Leistungsgesellschaft entgegenwirken? Vielleicht durch akribisch genau erlebte Momente des Todseins im Leben. So einen Moment erlebt Luise gerade, als sie in die Wolken schaut. Luise geht durch den Wald in Richtung Lobau. Er ist kahl, Staub treibt durch die Luft. Die Bäume haben ihre Äste von sich gestreckt, sehen aus wie Skelette.

Unweigerlich muss Luise an Sinas Körper denken. Ein Körper von dem nur noch Knochen übrig sind. Auch die Augen ihrer Tochter scheinen längst verblasst, denkt Sina, und ihr schaudert, als sie sich umsieht. Die Geister sind überall. Sie kriechen nachts aus der Erde oder den Wänden, laufen über die Baumkronen springen über die Welten. Sie warten nur darauf, dass es dunkel wird.

Das Leben ist ein Schattenwald, denkt Luise. Ihre Augen schimmern angstvoll. Hier ist nichts zu hören, nur ihr eigenes Echo, ihr Atem, das Scharren ihrer Füße. Ich trete am Stand, denkt Luise. Ihre Gedanken ziehen Kreise, sie sind wie stetiger Regen, der in der Dämmerung auf Dächer klopft. Eine festgeschriebene Erinnerung löst sich vom Himmel. Fällt auf sie herab, wickelt Luise ein. Das Leid der Vergangenheit schreibt das der Zukunft fort.

Sie wird schneller, will nach Luft ringen. Die Blätter schlagen ihr ins Gesicht. Die Lobau also, der Ort, an dem Luise vor zehn Jahren ihre sterbende Mutter gefunden hat.

Luise schließt die Augen. Sie ist von sich. Luise fällt. Es dauert, bis Radek Luise betrunken auf dem Erdboden findet.

»Luise«, sagt er leise und dreht den Kopf der Frau zu sich.

Luise? Heiß ich so? Sie fragt sich, während sie die Augen öffnet. Nein, sie ist sich selbst fremd.

Luise ist jetzt wie ihre Mutter damals. Sie ist ein innen ganz gestorbenes Kind. Luise ist jetzt eine Sie. Sie sieht sich selbst von außen. Und genau in dem Moment geschieht es: Die Szene aus ihrer Vergangenheit spult sich vor ihrem inneren Auge ab. Das ist wie fernsehen: Luise ist eine Luise in einer Leere. Diese Sie. Und:

Sie weiß es auf einmal wieder:

Sie hat die Mutter aus dem Schnee holen müssen, wieder einmal. Die Mutter ist betrunken gewesen. Polizei. Luise erinnert sich: die Mutter. Luise hat ihre zittrige Gestalt gestützt. Daheim hat sie ihr das Gewand ausgezogen. Ist dann in das Badezimmer. Hat den Wasserhahn angedreht. Die Mutter lag einstweilen nackt auf dem Sofa. Hat gebibbert. In der Abwasch hat sich Geschirr getürmt, an dem bröckelige Essensreste geklebt haben.

Ja: Luise erinnert sich. Scharf umrissen sind mit einem Mal die Bilder in ihrem Kopf. Luise weiß es wieder: Da war eine offene Weinflasche am Tisch. Daneben eine angefangene Schachtel mit Tabletten. Überall Bierdosen. Rote Weinflecken auf dem Boden. Und als sie dann auf die Mutter zugegangen ist, da hat diese aufgeschrien. Ist dann aufgestanden. Luise ihr nach. Die Mutter ist getaumelt. Hat dann nach dem Küchenmesser gegriffen, das auf dem Tisch gelegen hatte.

Hat damit in die Luft gestochen. Immer wieder, in zackigen Bewegungen. Luise erinnert sich, abgehackt, bruchstückhaft. Die Erinnerungen sind Stiche.

»Weg da. Weg«, hat die Mutter gerufen. Und sie, Luise, hat ihr das Messer entreißen wollen.

Und dann geschah es: Die Mutter hat zugestochen.

Wieder und wieder. Ein Schnitt.

Filmriss.

Luise zuckt mit den Lidern, will die Bilder abschütteln, doch es gelingt nicht. Sie erinnert sich: Sie hat heftig geblutet. Hat mit der Mutter ringen müssen. Dann, irgendwann, ist das Messer zu Boden gefallen. Sie haben beide gleichzeitig danach gegriffen.

Luise aber hat es erwischt. Hat es mit der Hand festgehalten. Hat die Mutter angestarrt. Seltsam emotionslos, leer. Die Mutter hat sich hingesetzt und gebrabbelt.

Danach ist sie nicht mehr vom Boden aufgestanden. Hat lange ins Nichts geguckt. Rotes ist aus ihrem Handrücken gequollen. Luise erinnert sich. Irgendwann ihr Schnarchen.

Ich bin schwanger, hätte Luise sagen wollen. Und: Sie wird Sina heißen. Aber Luise schwieg.

»Alles gut?« fragt da eine Stimme.

Luise hebt die Lider.

»Ich bin besoffen«, sagt sie.

Und dann, etwas leiser: »Ich bin wie sie!«

Luise merkt, dass sie friert. Sie will sich nicht mehr bewegen. Jetzt nicht, nie wieder.

Kurz Stille.

»Mama, es tut mir leid«, murmelt Luise, und sie will weinen. Doch sie hat dafür keine Kraft mehr.

»Du bist ganz nass!« sagt Radek, und dann, als Luise die Augen zufallen,

»Luise!«

Luises Lippen bewegen sich nervös.

»Dann. Radek. Muss es passiert sein. Alkohol und Tabletten. Ich hab meine Mutter nie wieder gesehen«, sagt sie leise.

Und Luise erinnert sich: Wie sie heim ist, die Hand immer noch blutend. Wie sie dann versucht hat, Sina abzutreiben.

»Luise«, sagt Radek noch einmal.

»Ich erinnere mich«, murmelt diese leise. »Noch in derselben Nacht hab ich versucht, Sina abzutreiben. Im Badezimmer der Altbauwohnung. Unserer Wohnung. Wo Sina jetzt hungert und mit Franzosen flirtet.«

Sie setzt sich auf, lacht ein wenig irr. Es ist ein Lachen aus Schmerz. Luise sieht Radek an.

»Ja. Jetzt weiß ich's wieder!« sagt sie.

Und Luise erinnert sich, erinnert sich weiter. Wie sie sich aus dem Gewand geschält hat. Langsam. Müde. Irgendwie. Sich dann auf den Boden gesetzt hat. Die Beine aufgespreizt. Und wie da etwas ruckelte. In ihr. Sich Tränen aus den Augen gedrückt haben.

Luises Lippen sind ihr mit einem Mal selbst fremd. Sie presst sie in einem seltsamen Ausdruck der Verbissenheit zusammen.

»Ja. So. Ich weiß noch«, sagt sie zu Radek, der sie unverstündlich anstiert.

Und dieses innere Bild: Das Bild, jemand würde ihr einen

Pflock zwischen die Beine rammen – mit einem Mal hat Luise es ganz klar vor sich. Dann: roter Schmerz, aus ihren Beinen quellend.

Luise erinnert sich: Abrupt hat sie die Nadel weggelegt. An ihn gedacht. An ihren Exmann. Und an das Kind. Und dass sie wollte, dass es lebt. Dann hat sie aufgehört, damit. Und mit allem anderen auch.

Luise sieht Radek an, und ihre Lippen beben.

»Ich hab nicht die Kraft gehabt, meine Mutter noch einmal zu sehen. Genauso, wie ich nicht die Kraft gehabt hab, Sina abzutreiben«, sagt sie leise.

Radek lächelt.

»Zum Glück«, sagt er.

Luise setzt sich auf.

»Geschämt hat sie sich damals. Für den wienerischen Akzent. Subproletariat, sagte er immer. Mein Exmann. Für den Mangel an Bildung, die Verkaufslehre, den Job im Dessou-Laden. Und ich hab mich mitgeschämt. Hab immer die Vergangenheit wegschieben wollen«, murmelt sie.

Stille.

»Die ist mir aber nachgekrochen, Radek«, sagt Luise dann, fast tonlos.

Er nickt, streicht Luise zart übers Haar.

»Ja. Du nass. Musst nach Hause. Alles gut«, sagt er leise.

Luise nickt, lässt sich von ihm in die Höhe ziehen.

»Sina. Sie ... versteht natürlich nicht. Dass sie der Grund gewesen ist. Dass ich nicht noch einmal hinwollte. Zu meiner Mutter. Hätt ich am Ende noch einmal versucht ... wegzumachen.«

Radek nickt. Luise zittert.

»Halt dich fest. Ich ... Komm mit mir. Da bin«, murmelt er fetzenhaft.

Luise nickt und klammert sich an seine hagere Gestalt wie eine Ertrinkende.

»Radek«, flüstert sie tonlos.

Und dann:

»Ja.«

3. TEIL: UNTEN

33. Baum: Zusehen

Wir haben den Bezug zu den Wolken verloren. Die Schwerkraft presst uns fest an den Erdboden, genau so fest wie Sina, die sich kaum noch bewegen kann. Sie fühlt sich alleine, und doch ist sie es nicht. Denn die Bäume vor dem Krankenhausfenster sehen sie an. Baum. Die Wortwurzel des Begriffes »Baum« – wobei die Bezeichnung »Wortwurzel« sich hier besonders anbietet – ist auf das westgermanische »boum« zurückzuführen. Auf Wikipedia findet man dafür folgende einfache Definition: »Wuchsform einer Pflanze«.

In der Botanik, der Philosophie – man denke hier nur an die sogenannten Baumstrukturen, deren hierarchische Prinzipien spätestens mit Lyotards »Rhizom« hinterfragt und kritisch beleuchtet wurden – bis hin zu Bäumen in Märchen und Mythologie begegnen uns diese Wesen in den unterschiedlichsten Winkeln der Welt: Als Vorformen des Menschen beispielsweise in historisch relevanten Texten wie dem Popol Vuh der Quiché-Indianer in Guatemala, aber genauso als Science-Fiction-Figuren wie den »Ents« in »Herr der Ringe«, die Konstantin so gerne mag. Und auch der zeitgenössische Film bleibt nicht von ihnen verschont: Man denke hier nur an »Groot« in »Guardians of the Galaxy«. Aber wir sehen diese vielseitige Pflanze ebenfalls im Alltag, wenn wir aus dem Fenster blicken und zufällig das Glück haben im Grünen oder neben einem Garten zu hausen. Genauso begegnen sie uns, wenn wir mit dem Zug durch ansteigende, dicht vegetierte Gebirgsregionen fahren. Doch damit nicht genug:

Bäume sind meist Teil der menschlichen Schöpfungsgeschichte. Nicht umsonst gibt es die Redewendung, ein Mensch sei »aus einem bestimmten Holz geschnitzt«: Im alten Mythos Popol Vuh werden die ersten Menschen aus Bäumen hergestellt.

Doch auch in der Bibel spielt der Begriff des Baumes eine zentrale Rolle: Der Stammesvater des Volkes Israel, ein wichtiger Protagonist des Alten Testaments, wuchs in einem Hain unter und mit Bäumen auf, der sich angeblich Mamre nannte.

Schenkt man der griechischen Mythologie glauben, so werden Bäume von sogenannten Dryaden, nymphenartigen Wesen, die sich mit Vorliebe bei Eichbäumen aufhalten, bewacht. Wie gern wäre Sina so ein Wesen! Leicht und schön, mit einem flatterhaften Körper aus fast Nichts! Buddha selbst, so heißt es in Überlieferungen, erlangte seine Erleuchtung zu Fuße des Bodhibaums. Kein Wunder also, dass die botanischen Geschöpfe von jeher verehrt wurden. So kannten beispielsweise die Kelten ein reges Brauchtum im Bereich der Baumopfer, was die Vertreter des Christentums überaus erschreckte. Immer wieder versuchten mächtige Männer der Geschichte des Mittelalters, diese Kulte und Riten auf grausame Art und Weise zu verhindern. Schon zu Zeiten Karl des Großen war es verboten, Motiv-Gaben an Bäume zu opfern, sowie kultische Mahlzeiten, die in Zusammenhang mit der Verehrung von Bäumen oder der Anbetung von Dämonen, die in Bäumen und Quellen wohnen, zu veranstalten. Dies ist bereits in der »Capitulatio de partibus Saxionae« festgehalten.

Doch auch in Trier im Jahre 1227 rügte die Provinzialsynode – sprich, die in der Region ansässige Bischofsgemein-

schaft – dass man Bäume und Quellen nicht anbeten dürfe. Also auch aggressive Momente wurden auf »dem Rücken des Baumes« ausgetragen. Das führte bis hin zu Zerstörungen und Verwüstungen. Bis heute ist nicht erklärt, warum der Baum auf dem Wearyall Hill, den der Legende nach der Pilger Josef von Arimathäa nach Britannien gebracht hat, zerstört wurde. Es heißt, er sei während des englischen Bürgerkrieges von Truppen Oliver Cromwells gefällt und verbrannt worden. Wie wichtig jedoch dieser Baum offenbar war, zeigt die Tatsache, dass 1951 erneut ein Baum an derselben Stelle gepflanzt- und im Jahre 2000 von einem unbekanntem Verbrecher wieder abgesägt wurde.

Wir sehen, wohin uns dieses Thema führen kann: Über religiöse Aspekte bis hin zu Machtkämpfen bietet »Baum« eine Projektionsfläche für alle möglichen Anliegen. Bäume haben Menschen also von jeher beschäftigt. Sie waren und sind offenbar sogar so wichtig, dass sie ganze Epochen einleiten: Man denke hier nur an Christus, der ja letzten Endes auf einem zu einem Kreuz verarbeiteten Baum sein Leben ließ und damit ein ganzes Zeitalter begründete. Noch heute existiert dementsprechend eine große Hingabe der ländlichen Bevölkerung gegenüber Bäumen. In der türkischen Hafenregion Mersin im Landkreis Akçaabat fällt laut einer Geschichte ein Jäger einen Baum, nachdem er gesehen hatte, dass die Dorfbevölkerung ihn wiederholt huldigte. Die Dorfbevölkerung hatte diesem liebevoll den Namen »Kragen« gegeben. Daraufhin zeigten die Bewohner Mersins den Jäger mit den Worten »Der Jäger zerhackte den Heiligen« bei der Wache an. In der Annahme, dieser hätte eine belebte Person auf dem Gewissen, nahmen die Polizisten den Bewohner

zunächst fest, ließen ihn aber nach Aufklärung des Missverständnisses wieder frei. Es wird vermutet, dass der Glaube an heilige Bäume in dieser Region seinen Ursprung in Kultbildern des Kaukasus hat. Die erwähnte Dorfbevölkerung entstammt vermutlich der Kolchis-Kultur – einer Kultur, die inmitten des islamischen Trabzons weiterbesteht.

Eine ähnliche Tradition kann auch im Bezirk Hemşin in der Provinz Rize beobachtet werden. Hier ist es teilweise Tradition, dass drei Tage vor und während religiöser Feste keine Äste abgesägt werden dürfen, da geglaubt wird, die Äste beten.

Traurig allein ist die Tatsache, dass Verehrung auch ihre Schattenseiten hat: Viele der sogenannten »Coin trees« oder Münzbäume – vor allem im Norden Englands und Cornwall – deren Äste und Stämme nach alter Tradition mit unzähligen Münzen, die durch die Rinde und das Holz getrieben wurden, bedeckt waren, gingen zu Grunde. Dennoch wird dieses Brauchtum bis heute in diesen Regionen, vereinzelt auch in anderen Teilen der Britischen Inseln ausgeübt.

»Ich lebe mein Leben in wachsenden Ringen«, schrieb Rainer Maria Rilke, und man ist dabei an den Querschnitt eines Stammes erinnert. Die Kreise, die der ins Wasser gefallene Assoziations-Stein zieht, sind endlos. Bäume eröffnen Räume. Mit einem Wortspiel schließe ich den Kreis zum Anfang hin: Worte dürfen sich hier austoben. Über Bäume wird geschrieben werden.

Warum aber ausgerechnet Bäume literarisch »bearbeiten« in einer dermaßen technikzentrierten Gesellschaft? Bäume sind Substanzträger des Lebens und in Zeiten, in denen biopolitisch Macht durch das Steuern von Lebensprozessen

ausgeübt wird, von Nöten. In dem Moment sieht Baum. Er sieht zu. Genau so sehen auch wir zu, wie sich das Schicksal von Luise und ihrer Familie weiterentwickelt.

34. Luise: Heimkehren

Stille. Luise und Radek betreten das Treppenhaus. Sina läuft ihnen entgegen, gefolgt von Konstantin. Luise bricht vor ihren Kindern auf die Knie und weint.

Endlich, denkt Eva, die inzwischen wieder in Sina hockt, während sie ihre Tochter betrachtet.

Endlich: In Luise bricht etwas auseinander. Rote Angst, roter Schmerz. Alles ballt sich zusammen zu einem purpurnen Knäuel in ihrer Herzgegend. Ihr Kehlkopf sticht, aus ihren Augen pressen sich Tränen heraus.

Sina geht auf die Mutter zu, mit der toten Eva in sich. Luise krümmt sich.

»Mama, was?« sagt sie leise.

Luise sieht die Tochter an und begreift, dass sie jetzt nicht weiter schweigen kann.

Dass sie sich nun mitteilen muss.

»Zwei Mal war sie im Delirium wegen Alkoholsucht. Deine Großmutter«, sagt Luise da.

Dann blickt sie zu Boden. Luise denkt, dass sie an die Vergangenheit nicht mehr denken kann.

Sina greift nach Luisens Hand und sieht sie ratlos an.

»Ja«, sagt Eva in ihr.

Und für einen Moment ist da keine Wand mehr. Eva, Sina und Luise sind ein Kreis, der sich schließt. Konstantin steht ratlos außerhalb, ausgeschlossen von einer Art des Leides, das nur Frauen angeht. Für einen Moment scheint es, als würden die Wände verschwinden.

»Draußen ein Mann«, sagt Radek da, der bis jetzt unsicher am Eingang der Wohnung gestanden hat.

»Jean!« ruft Sina laut aus und lässt die Mutter los.

Radek geht auf Luise zu, seine langen dünnen Arme schlenkern haltlos neben ihm hin und her.

»Will Telefonnummer dalassen«, meint Radek.

Luise betrachtet seine große, adelig wirkende Nase, die ihm das Aussehen eines Adlers gibt.

»Hat mir das gegeben«, fügt dieser hinzu.

Mit diesen Worten überreicht Radek Luise die Briefe, die Jean ihnen mitgegeben hatte.

Luise schüttelt den Kopf.

»Nein. Wir sagen danke. Sag ihm das«, meint sie.

Sina nickt.

Und dann sagt sie zur Mutter: »Schau. Es wird Tag!«

Tatsächlich! Und es ist ein besonders heller Tag. Eva hat sich für einen Moment aus Sinas Körper geschält, hockt auf dem Fensterbrett und blickt in die Stadt hinunter. Sie merkt, wie sie lächeln muss. Vor ihrem inneren Auge sind die Erinnerungen vorbeigezogen. Jetzt gibt es nur noch das Gurren der Tauben. Die Welt besteht aus Atemholen, besteht aus aneinandergereihten Momenten: Jetzt, und jetzt, und jetzt.

Dass es Zeit wird, denkt Eva. Sie hat ihr Bestes getan, jetzt muss sie den Raum sich selbst überlassen. Oder zumindest den Lebenden. Und plötzlich erinnert sie sich ein letztes, schmerzliches Mal: Alles ist einfach gewesen, Alkohol und Tabletten. Eva hat die Tabletten neben sich aufgeschichtet, fein säuberlich. Auf der roten, karierten Decke. Es ist wie eine Art Leiter gewesen. Himmelsleiter, hat Eva gedacht.

Und: endlich zu Ende. Das Zimmer kam ihr mit einem Mal unglaublich laut vor. Es rauschte, rauschte in ihrem Kopf nach. Ja: Eva erinnert sich. Dann hat sie die Hand weggezogen, und die Pillen lagen da. Sie hat gelächelt. Mehr weiß sie nicht.

Kurze Stille. Eva erhebt sich. Mit einem Mal erscheint die Wohnung friedlich.

Sina und Konstantin werden schon auf Luise aufpassen, denkt Eva. Und auch der Mann da. Dieser Radek. Eva lächelt sie an, alle. Aber sie ist nur ein heller Schatten, und die anderen können sie nicht sehen. Egal. Eva schließt die Augen und wird seltsam weit. Sie hat das Gefühl, den Raum auszufüllen, zu wachsen, leicht zu werden. Sie ist das Haus, ist der Balkon, umhüllt alle Traurigkeit. Sie wird groß und noch größer. Bald füllt Eva die ganze Stadt aus. Bald grüßt Eva die Wolken. Bald sieht sie das ganze Land aus der Vogelperspektive.

Eva begreift: Unterschiedliche Räume existieren wie unterschiedliche Musikinstrumente. Sie bringen unterschiedliche Töne, also Universen hervor. Es gibt eine Diskrepanz zwischen äußerer und innerer Wirklichkeit, wenn man ein Universum betrachtet. Für den Außenstehenden erscheint etwas wie endlose Zeit, für den Innenstehenden wie endloser Raum. Eva bewegt sich immer mehr an den Rand, bis sie verschwindet und dabei ewig wird. Denn sie schwebt nun über allem. Eva lächelt, macht sich weit und weiter. Und dann ...

Mit einem Mal ertönt eine Stimme. Es ist Sina.

»Komm zurück, Oma!« ruft sie lautlos.

Und Eva, die kurz davor war, zu verschwinden, macht seufzend kehrt.

Als Luise aufwacht, weiß sie sofort, was zu tun ist. Sie streift ins Treppenhaus. Sie legt einen BH aus ihrem Dessous-Laden unter die Leiter, den sie davor noch einmal kurz über ihrer Kleidung anprobiert hat, um die Größe zu messen. Für Radek, schreibt sie auf ein kleines Schildchen dazu. Dann streift sie wieder in ihre Wohnung. Sie denkt an ihre Mutter. Diese indes hat längst den Raum verlassen. Jetzt ist Sina mit der toten Großmutter in ihr alleine.

35. Conny: Welcher Wille?

Die Menschen, die die Stadt bevölkern, sind mehr und mehr zu Autisten geworden, die sich schmerzlos und wie in einer Blase durch den Alltag bewegen, oder?

Conny überlegt, ob es gut ist, seinen Klienten immer Psychopharmaka zu verschreiben. Aber dann tut er es doch. Zwar träumen und riechen wir dadurch weniger, denkt Conny – aber für die Wirtschaft scheint es sich gelohnt zu haben.⁷

Spannend ist in dem Zusammenhang auch der sogenannte Aufmerksamkeitshelm, ein Utensil, das im Zuge einer intensiven Forschung für die US Army kreiert wurde. Conny erinnert sich, was er einmal gelesen hat: Dieser Helm trägt angeblich dazu bei, dass Menschen, die ihn aufsetzen, sich besser auf ihre Aufgabe konzentrieren. Dabei werden einfach einzelne Gehirnregionen mittels Sensorik aktiviert und andere lahmgelegt. Eine Journalistin beschreibt, sie habe sich nie so gut gefühlt wie beim Tragen dieses Helmes. Nun – die schlaueste Ziege sorgt für die größten Probleme, wie jeder Bauer weiß. Oder?⁸

Conny seufzt und sieht aus dem Fenster. Was in mir, denkt er, ist es, das sich im falschen Körper fühlt? Und: Ist es tatsächlich mein Wille, ein anderes Geschlecht anzunehmen?

Stets hat der Humanismus betont, es sei nicht leicht, den eigenen authentischen Willen zu erkennen. Der Humanismus glaubt nicht, dass es eine Allzwecklösung gibt, denkt Conny. Der technische Fortschritt allerdings ist da viel härter: Er will nicht, dass wir auf unsere inneren Stimmen hören – er will

sie kontrollieren. Sobald wir wissen, wie das biochemische System aussieht, mit dem wir arbeiten, dann können wir auch leicht an den Knöpfen drehen und das Leben viel einfacher machen, indem wir einzelne Flüsse ein wenig reduzieren und andere hervorheben. Humanisten verabscheuen diese Haltung, doch sie scheint auf der anderen Seite auch einige Menschen glücklicher zu machen. Eine einfache Chemikalie genannt Cipralext, die zur Behandlung von Depressionen eingesetzt wird, hat vielen Klienten, die Conny betreut, das Leben erleichtert, während die humanistische Forderung: »hinterfrage und erkenne dich selbst!« Tausende von Leben zerstört hat. Was auch immer man persönlich darüber denkt – historisch gesehen sind wir an einem überaus spannenden Punkt. Sagten wir früher »Hör auf dich selbst!«, so muss dieses Gebot heute hinterfragt werden. Denn wir wissen zu wenig, wer wir selbst sind, denkt Conny und kaut an seinen lackierten Fingernägeln. Welche Stimme spricht in uns, was genau kontrolliert uns? Inzwischen kann eine Operation der Libido vielleicht homo- oder heterosexuelle aus dem Weg schaffen – und unsere Vorlieben drastisch verändern. Und das ist erst der Anfang. Der Algorithmus kommt einem also wie ein heiliger Gral vor: Er vereint alle Disziplinen miteinander, von der Ökonomie über die Kunst bis hin zur Politik. Doch so verführerisch seine Macht auch ist, muss man genau aufpassen: Wer hält das Steuer in der Hand? Erschöpft von zu vielen Gedanken, die ihm nur so im Hirn rotieren, nimmt Conny seinen Finger von den Lippen. Er fühlt, dass er nicht weiter kann. Denn Connys Leben hat irgendwann auf dem Weg das Gute verloren – und das Gute lässt uns nie Ruhe. So ist Connys Inneres rastlos. Er verhält sich unbeweglich wie

ein Leichnam, er schwebt im Nichts. In dem Moment läutet es an der Türe. Es ist Konstantin.

Erstaunt blickt Conny den Jungen, der aussieht wie ein Riesenbaby, an.

»Kann ich dir helfen?« fragt er unsicher.

Tiefblau sind die Augen des Jungen, als er den Blick senkt.

»Sina«, sagt er leise.

Conny bittet Konstantin in die Praxis.

»Geht es ihr schlecht?« fragt er leise, während er dem Jungen einen Platz auf der Couch anbietet.

Konstantin nickt, setzt sich. Er merkt, wie er immer mehr in den Stoff einsinkt. Verloren sieht er aus, irgendwie, denkt Conny.

»Schlecht genug wahrscheinlich«, murmelt Konstantin leise.

»Was fehlt ihr?« will Conny wissen.

Konstantin zuckt mit den Schultern.

»Alles und nichts«, meint er dann vage.

Conny verdreht die Augen, versucht, sanft zu bleiben.

»Letztes Mal hast du gesagt, sie isst nichts mehr«, versucht Conny es freundlich.

Konstantin nickt.

»Ja. Und es wird immer schlimmer. Jetzt geht sie kaum noch aus dem Zimmer!« meint er.

Conny seufzt.

»Was sagt deine Mutter dazu?«

Konstantin verdreht die Augen.

»Keine Ahnung«, murrte er, »die ist gerade in unseren Hausmeister verliebt.«

Über Connys Gesicht huscht ein Lächeln.

»Ich hab mich schon gewundert, dass sie sich so lange nicht gemeldet hat!« sagt er, und ist mit einem Mal erleichtert, denn er hatte schon gedacht, Luises Wegbleiben läge an seinen lackierten Fingernägeln und an seiner nach und nach auch äußerlich sichtbaren Transsexualität.

Konstantin schweigt.

»Ich finde es sehr reif von dir, dass du vorbeigekommen bist«, meint Conny da und betrachtet das vor ihm sitzende Baby, das gefangen zu sein scheint in einem viel zu großen Körpergerät. Konstantin verschränkt die Arme vor der Brust.

»Ich will ja nur, dass alles wieder normal ist«, meint er.

Plötzlich tut der Junge Conny richtig leid. Wie wäre es, ihn in den Armen zu halten? Große, traurige Kulleraugen blicken Conny entgegen. Er erinnert sich an seine Jugend, abgeschoben in die Sonderschule, vom Stiefvater verprügelt, vom Lehrer gehasst.

»Das versteh ich«, sagt Conny leise.

»Ja«, meint Konstantin, »Sie verstehen immer alles.«
Stille. Conny beißt sich betreten auf die Lippen.

»Aber was können wir tun?« will der Junge wissen.
Conny schweigt.

»Ich werde mir etwas überlegen«, sagt er dann.⁹

36. Sina: Magersucht: Eine Entgleisung

Sina betrachtet sich im Spiegel. Sie hat ein Köpfchen wie ein Vögelchen. Das Haar umrahmt das Gesicht in Unordnung. Zart wie Zigarettenpapier sieht ihre Haut aus. Vier Kilo fehlen noch, denkt Sina, und sie ist wütend. Der Wunsch perfekt zu sein durchströmt sie wie Gift. Sie hat Durst. Ihre Zunge zündelt als wäre sie eine Gasflamme. Als wäre die Stimme von Geistern in ihr – eine epileptische Aura. Eva ist da und sie saugt Sinas Energie aus. In Sina beginnt sie zu singen. Sie muss endlich nicht mehr alleine singen, denn Eva wohnt bereits in ihr. Eva atmet in Sina ein und aus, und ihr Atem wirft Blasen. Es ist, als risse sie etwas in der Mitte entzwei. Eine Hälfte zerbrechlich wie Glas, die andere Hälfte hart wie ein Widerhaken. Eine Hälfte ich, eine Hälfte Großmutter. Doppelleben. Sina führt ein Doppelleben. Sie fühlt sich wie ein nasser Waschlappen, ein Vogel mit gebrochenen Flügeln. Zerknittert steht sie da.

Sie stellt sich vor, wie Jeans Zunge in ihrem Mund liegt, köstlich und weiß wie eine Schlange aus einem Märchen. Böse und doch gut. Warum hat Radek ihn nicht hereingebeeten, als er vorgestern vor der Türe stand? Denkt Sina wütend. Sie merkt, dass sie mit einem Mal unendlich viel Kraft hat. In ihr steckt jetzt Eva, eine tote Frau, die heraus will. Eva ist jetzt das Gesetz von Sinas Gliedern, eine Sippschaft aus Schwärze und Traurigkeit. Ich bin hässlich, denkt Sina, während sie sich selbst ansieht. Hässlich wie eine Artischocke. Das war schon als Baby. Nur Luise hat einmal in Sina eine Perle ge-

sehen, früher. Aber das ist lange her. Jetzt scheint sich alles in Sinas Dasein verwirrt zu haben. Das Leben ist wie ein dichter Wald, durch den sie wandert, denkt Sina. An jedem Ausgang sind Häuser mit zwanzig Türen aber sie traut sich nicht hinein. Der Hunger ist wie ein Mieder fest wie ein Plastikverband, der ihr den Atem abschnürt. Fast fällt sie in Ohnmacht.

Wie kann man dieser kapitalistischen Leistungsgesellschaft, die in Zeiten der Biopolitik alle, alles und jeden beherrscht, entgegenwirken? Ganz einfach: Indem ich mein eigenes Fleisch aufgebe. Ja, Sie haben richtig gelesen: Durch Entkörperlichung geschieht Widerstand. Und zugegeben: Eine Wolke ist doch um vieles weniger Körper als ein Mensch aus Fleisch und Blut, oder? Ja: Eine Wolke besteht aus Aerosol einer Ansammlung fein dispereser Teilchen, die im Gasgemisch der Luft umher flirren. Dabei handelt es sich aber keineswegs bloß um Wasserdampf, o nein! Dieser ist ein Gas und genauso unsichtbar wie die restliche Luft. Wolken jedoch kann man sehen. Und das geschieht folgendermaßen: Nach dem Abkühlen unter eine bestimmte Temperatur – den sogenannten »Taupunkt« – bilden sich aus dem Wasserdampf winzige Wassertröpfchen, in großer Höhe auch winzige, schwebende Eiskristalle.

Der Durchmesser der flüssigen Tröpfchen bewegt sich typischerweise im Bereich von zwei bis zehn Mikrometern, kann jedoch gerade bei Regenwolken mit bis zu zwei Millimetern auch viel größer sein. Große Tropfen und die noch wesentlich größeren Hagelkörner können nur entstehen, wenn starke Aufwinde der Schwerkraft entgegenwirken. In diesem Spannungsfeld also entsteht sie, die Wolke – ein Zwischending zwischen Luft, Nichts und ein wenig von Etwas.

Eine Wolke also hat einen Körper, doch sie hat auch wieder keinen! Eine besondere Form der Entkörperlichung der Menschen unserer Zeit ist zweifellos die Magersucht. Hélène Cixous sah in dieser die letzte mögliche Art, in einer optimierten Gesellschaft Widerstand zu leisten.

Magersucht also. Man hungert sich zu Tode. Zählt Kalorien, studiert Nährwertangaben, wird immer weniger und brennt immer mehr. Man verbrennt. Die Tage werden diffus, die Sucht schiebt sich über die Wahrnehmung als wäre sie eine Wolke. Ja: Wie ein Schleier hängt die Krankheit vor dem Blick. Eine Schleierwolke. Diese ist eine der drei großen Wolkenformen, schenkt man dem Franzosen Jean-Baptiste Lemark Glauben. Sie erinnert an die Form eines Elefantenrüssels. Ja, zumindest sehen wir Menschen das so, denn Wolken können manchmal eigenartige Formen annehmen, die das menschliche Auge mit Dingen aus dem Alltag verbinden kann. Vor allem bei stärkeren Winden, welche die Wolken ausfransen und durch die sich die Wolken immer wieder neu bilden und verformen lassen, kann man viele Dinge »sehen«. So auch die Seele eines magersüchtigen Mädchens, das sich zu Tode gehungert hat, oder? Laut WHO ist eine der 10 häufigsten Todesursachen Durchfall und das betrifft vor allem Verhungerte, die von verranzten Nahrungsresten leben. Für jedes verhungerte Kind in der dritten Welt erkrankt vielleicht eines in einem »unserer« Wohlstandsländer an Magersucht. Das nennt man Systemerhaltung. Wer kann dieses sprengen?

Sina isst nicht mehr. Sina schläft den ganzen Tag.

»Mach auf!«

Konstantin pocht an der Türe.

»Lass mich!«

Luise ist mit Radek verschwunden. So verstreichen die Stunden und werden zu Tagen. Am fünften Tag stehen Leute vor der Tür. Sie greifen nach Sina. Sina blinzelt, und sie kann einen Mann darunter erkennen, der ihr bekannt vorkommt. Träume ich? Denkt Sina. Dann murmelt sie leise: »Conny?«

Keine Antwort. Die Leute heben sie in die Höhe. Sina hört sie reden, hört die Mutter weinen. Sie kann nichts, sich nicht auf den Beinen halten, nicht einmal mehr die Augen öffnen. Und das ist gut. Die Erschöpfung ist gut. Doch dann wacht sie auf in einem ihr fremden Zimmer, an einen Tropf angeschlossen. Sina schreit. Sina will hier nicht sein.

»Ich bin bei dir«, wispert Eva, als die Nacht kommt. Das ist alles.

37. Sina: Im Krankenhaus

Wenn der Tag anbricht, kommt der Hunger umso stärker. Kaum ist der Schlaf da, sitzt er einem wie ein Stein in den Gliedern. Sina kann nicht mehr. Sie will schreien. Will nicht hier sein. Aber das hilft nichts, weiß sie. Der Durst ist unendlich. Sina streift ins Badezimmer. Sie formt die Hände zu einer Schale, schöpft das Wasser, wieder und wieder, trinkt, bis ihr schlecht wird. Dann rollt sie sich zu einer Kugel zusammen und wartet auf das Sterben. Aber nicht lange, denn da kommt schon die Krankenschwester.

»Auf, Sina«, sagt sie.

Die Klinik: das ist der Anfang vom Ende. Endlich ist Sinas Kraft weg. Sie hat das, was sie wollte: Sina fühlt nicht mehr. Was ihr bleibt, das sind nur noch Stichworte. Sina notiert sie, in einem Kalender. Stichworte tun nicht weh.

»Dienstag 14. 9. 10 Uhr. Ankunftsgewicht vierzig Kilo.
Sachen aufs Zimmer.

Durchsuchung.

Wegnahme: Gürtel für Morgenmantel

Ich trage Stretchhosen gegen Panikattacken, damit ich nicht spüre, dass ich zunehme.

12 Uhr: Mittagessen

Zeit: 40 Minuten

Frittatensuppe, Hirselaibchen (dick) Kartoffel & Karottensoße

Dessert: Apfelstrudel mit Sonnenblumenkernen (riesig)«

Wenn Sina nach dem Essen in ihr Zimmer gebracht wird, will sie nur noch in die Luft starren. Die Luft leerstarren. Sina ist müde. Sehr müde. Sie möchte an etwas Schönes denken, doch Sina fällt nichts mehr ein. Sie möchte schreien, aber es ist, als hätte sie keinen Mund mehr. Das ist die Erschöpfung. Sina lebt noch, aber sie stirbt schon. Sie besteht nur noch aus Knochen. Ist eine Art Zombie. Wenn Sina aufs Klo muss, dann geht sie nicht. Sie stakst.

»Du bist am Ende!« sagt Eva in Sinas Kopf zu der Enkeltochter.

»Ja«, antwortet Sina leise

Ewas Stimme wird immer lauter in Sina. Sie gibt einfach keine Ruhe mehr. Sie schlittert Sina im Hirn rum. Sie scheppert. Sina ist keine vierzehn, aber sie fühlt sich unendlich alt. Für sie gibt es kein Morgen. Sina fürchtet sich vor nichts mehr. Sina spürt nichts mehr. Berühren. Berührt werden. Alles ist ihr gleich. Berühr mich, berühr mich nicht, denkt sie, immer wenn die Krankenschwester zu ihr hinein kommt. Und sie will beides gleichzeitig – und in Wahrheit doch nichts..

So lebt sich Sina langsam im Krankenhaus ein. Die Tage sind alle gleich hier: Vor jedem Toilettengehen und nach jedem Toilettengehen: abwiegen. 30 Minuten vor und nach dem Essen keine Zigarette. Nachmittags Tee. Zum Glück, denkt Sina, denn sie hat unheimlichen Durst.

Sina schläft nachmittags. Dann hilft die Krankenschwester ihr, ihre Akkupunkturpunkte herauszufinden. Sina zählt stichwortartig auf, was um sie herum passiert: Beobachtungen während jeden Essens: Suppe (Gemüse und Haferschleim).

Apfelkompott. Strudel süß – Sina weiß aber nicht, was da genau drin ist. Haferflocken mit Apfel. Zeit: 30 Minuten. Neben Sina sitzt Maria, 37 kg. Sina verweigert jeden Bissen.

»Du musst schneller essen, sonst brauchst du zu lange!« sagt die Krankenschwester.

Sina verweigert es. Sie verweigert das Stampferl, das sie vor und nach dem Essen zu sich nehmen muss. Verweigert die Tabletten. Sina weiß: Das ist eine Medizin, die sie ihr geben, damit sie gefügig wird. Sina will nicht. Das Personal des Krankenhauses steht hinter der Theke im Raum und beobachtet sie. Das ist alles.

Das Zimmer im Krankenhaus wird immer mehr zu Sinas Raum. Oft liegt sie einfach nur da und sieht aus dem Fenster. Draußen ein paar Wolken, spärlich und friedlich. Dann schläft sie ein. Im Traum sieht Sina Jean. Es pulsiert in ihren Adern. Das Herz ist eine Trommel. Tief und dunkel ruft seine Stimme nach Sina.

Lichtblitze erscheinen am Himmel. Es hämmert gegen das Dach des Krankenhauses. Atme durch mich, sagt Sina und Eva atmet durch sie. Draußen am Gang immer wieder Stimmen und Schritte, Stoßweise braust der Wind. Im Traum sieht Jean sie an und seine Augen lodern. Er bewegt sich auf ihr im Rhythmus der vorüberziehenden Wolken, ein Zittern auf ihrer Haut, als würde der Wind sie streicheln. Leicht fühlt Sina sich, als wäre sie ein Blatt. Sina ist im Wahn, sie ist neu. Sie atmet die Welt mit einem anderen Atem, sieht andere Dinge, fällt in andere Träume. Ihre Stimmungen wechseln wie die Wolkenformationen am Himmel. Jean. Immer wieder taucht Jeans Gesicht vor ihrem inneren Auge auf, doch als

sie danach greifen will, zerbricht es und sie bleibt zurück mit sich und nichts. So geht es, lange, bis Sina nichts mehr erkennen kann. Es ist, als hätten sich alle Erinnerungen überlagert.

Einige Tage später kommen Luise und Konstantin zu Besuch. Sina aber schläft. Luise fängt sofort ein Gespräch mit der Krankenschwester an.

»Als Sina klein war, liebte sie Würstel«, sagt Luise leise.
»Wir waren beim Vegetarier und sie bestellte Frankfurter!«

Die Krankenschwester lächelt betreten.

Luise betrachtet ihre Tochter. So zärtlich war Luises Blick noch nie.

Sina hebt die Augenwimpern.

Erstaunen: »Sina, du bist wacht!« sagt Luise.

Doch da sinkt das Mädchen, das kaum noch einen Körper hat, wieder in sein Bett zurück.

»Lass uns gehen«, sagt Konstantin.

Er hat von allem genug. Luise betrachtet ihn und merkt mit einem Mal, das sie neben einem Erwachsenen sitzt. Ja: Konstantin hat sein einfaches Wesen verloren. Seine Durchsichtigkeit ist gewichen. Er ist gealtert, genau wie Sina. Und er hat sich eine eigene Art von Panzer zugelegt.

Je öfter man von Sina verlangt, zu essen, umso mehr sträubt sie sich dagegen. Sina hat das Gefühl jemanden bestrafen zu müssen mit ihrer Verweigerung. Bestimmt auch sich selbst, denkt sie, und dass es sich gut anfühlt. So verstreichen die Tage.

38. Sina und Mina: Eine Mission

Was tue ich eigentlich noch hier, in dieser Welt? Fragt sich Conny, als es zu dämmern beginnt. Noch immer hat er es nicht richtig verdaut: Konstantin, dieser Sohn einer Klientin, kam neulich zu ihm und hat ihn gebeten, seine Schwester anzusehen. Der Zustand, der sich ihm bot, als er mit Konstantin nach Hause gegangen ist, ist entsetzlich gewesen. Conny schaudert immer noch bei dem Gedanken.

Vielleicht ist es doch ganz gut, dass die KI uns bald ablöst? Überlegt er. Science-Fiction-Konzepte gehen davon aus, Computer müssten eine Art Bewusstsein entwickeln, um es mit menschlicher Intelligenz aufnehmen zu können, doch die reale Wissenschaft liefert ein gänzlich anderes Bild, erinnert sich Conny an einen Artikel, den er einmal gelesen hat. Es scheint, als hätten die Computer uns längst übertrumpft und bräuchten den Menschen gar nicht. Kein Wunder, denkt Conny. Formen von Bewusstsein existierten auf organischer Eben ja bereits lange vor dem Menschen. Conny überlegt. Vielleicht bin ich mit meinem Beruf als Therapeut gescheitert, denkt er. Was also ist wichtig für die Zukunft: Intelligenz oder Bewusstsein? Und vor allem: Wie lässt sich dieses herausarbeiten? Eine wichtige und überaus politische Frage, wenn nicht DIE Frage unseres Jahrtausends schlechthin, die sich die Wissenschaft und Forschung heute stellt, sagt er sich. Würde man die Welt von einem Algorithmus lenken lassen, so würde ein solches System eine Menge an Zeit und Geld sparen, überlegt Conny, jedoch würden aber auch gleichzeitig Millionen Arbeitsplätze verlustig gehen.

Schenkt man der Theorie mancher Ökonomen Glauben, dann werden Menschen möglicherweise bald schon nutzlos sein, da die Meisten ihrer Tätigkeiten leichter und effizienter von Robotern ausgeübt werden können. Nichtoptimierte Menschen würden, so behaupten böse Zungen, bald schon keinen Wert mehr haben. Und vielleicht, denkt Conny, stimmt es tatsächlich. Vielleicht bedeuten wir wirklich nicht viel. Während 3D-Drucker und Roboter die billigen Arbeitskräfte aus der dritten Welt ersetzen werden, die heute noch manuell Hemden herstellen, werden nur noch einige Angestellte bei Reisebüros benötigt, da wir unsere Flugtickets hauptsächlich über Smartphone erstehen – und so fort.

Genauso sind auch Börsenhändler in Gefahr, denn der Börsenhandel verläuft inzwischen weitestgehend über Computer. Conny seufzt. Möglicherweise wird es in Bälde sogar keine Polizisten oder Anwälte mehr brauchen, wenn erst eine gute App erfunden ist, der es gelingt, die Gehirnregionen und deren Wellen genau zu messen – denn beim Lügen verwenden wir andere Regionen in unserem Kopf, als wenn wir die Wahrheit sagen. Zwar sind wir im Moment noch nicht so weit, aber es ist nicht unwahrscheinlich, dass funktionelle MRTs bald schon als Lügendetektoren fungieren können. Wozu braucht so eine Welt noch Kriminalbeamte? Und auch der Beruf des Psychotherapeuten wird bald ausgestorben sein, denkt Conny, und er weiß nicht, ob er sich darüber freuen oder eher ärgern soll.

Während digitale Lehrer nie ihre Aufmerksamkeitsspanne verlieren, jede Antwort, die ich gebe, genau festhalten und meine Zeitdauer bei der Beantwortung akribisch genau dokumentieren können, sind reale Lehrer fehlbare Menschen mit einer begrenzten Aufmerksamkeitsspanne. Conny seufzt. Dass

er Abstand braucht, denkt er, und vor allem, dass er nicht mehr soviel an Luise und ihre Tochter denken sollte. Die ist ja, wie Konstantin ihm bestätigt hat, ohnehin in einer Klinik. Conny kramt nach seinem Handy und tippt eine Nachricht an Mina.

»Lust auf Party?«

Prompt kommt die Antwort:

»Geht nicht. Wir starten gerade mit den Experimenten!«

»Verstehe!« tippt Conny zurück und steckt seufzend das Handy in die Tasche.

Sina kennt den Gesichtsausdruck der Krankenschwestern inzwischen, kennt die Beschleunigung des Atems der Schlafenden, die mit ihr im Zimmer liegen. Die Zeit geht weiter, und Sina merkt, dass ihr Leben vergeht. Sie merkt es wie eine Schlaflose, die den Morgen erwartet und die ersten Sonnenstrahlen in ihrem Zimmer sieht. Sinas Dasein gleicht bloß noch dem ruhelosen Rest eines Unfalls. Nur die tief verschneite Landschaft hinterm Fenster lässt sie manchmal alles vergessen. Sina sehnt sich nach weit entfernten Wiesen. Sie sehnt sich nach Jean, den sie nie wieder sehen wird. Die Liebe beginnt immer an ihrem zartesten reinsten Ende, erfüllt sämtliche Adern und Sehnen und ist am Schönsten da, wo sie unerfüllt bleibt, denn dann überlebt sie. Sina sieht ins Leere. Ihr Blick zerbricht, dann flackert er wieder auf. Wenn ich keine Wolke werden kann, werde ich ein Baum, denkt Sina. Oder ein Engel.

Das Wort Engel, »Angelus«, hat Sina einmal gelesen, stammt aus dem Gotischen und meint soviel wie »Bote« oder »Gesandter«. Gesandt werden diese Flügelwesen, schenkt man den Quellen Glauben, von ganz oben, nämlich von Gott, dem höchsten Wesen. In allen alten religiösen Texten von der

Sammlung des Tanach über das Buch Henoch, dem alten und neuen Testament bis hin zum Koran finden wir Darstellungen und Beschreibungen dieser facettenreichen, meist mit Flügeln ausgestatteten und sehr hell und leuchtend in Erscheinung tretenden Gestalt. Darüber hinaus durchflattern die Geschöpfe des Lichtes sämtliche mittelalterliche Heiligenlegenden, kanonische Schriften, aber auch Kunst, Literatur und Film, ja sogar Comics und die Werbung. In der Esoterik sind ebenfalls zahlreiche unterschiedliche Engelsvorstellungen zu finden. Doch Sina kennt nur die blonden vollbusigen Engel aus dem Fernsehen, deren Flügel bauschig und weit sind und deren Lippen aufgeblasen und sinnlich. So ein Engel sein ist schon okay, sagt Sina sich. Und auch die Vorstellung, schwerelos zu sein, gefällt ihr. Mit diesem Bild also tröstet Sina sich, während die Zeit vergeht.

Eines Morgens kommt eine Frau in Sinas Zimmer. Sina betrachtet sie. Die hat Augen wie Jalousien, denkt Sina. Mina indes mustert das Mädchen ebenfalls interessiert. Das ist sie also, denkt Mina und sieht Sina an. Wir wissen immer weniger, was ein Mensch ist, denkt Mina, als sie Sina betrachtet.

Dann beginnt sie mit leiser Stimme zu sprechen.

»Ich habe gehört, du willst nicht mehr leben«, sagt Mina, die hohe Stirn in Falten gelegt.

Sina sieht die Frau an und grinst schließlich.

»What the fuck«, sagt sie.

Und dann, etwas leiser: »Wer sind Sie überhaupt?«

Mina betrachtet das Mädchen. Sie weiß nicht, dass ihr Körper längst Allgemeingut geworden ist, so wie die Sonne, die jeden Tag aufgeht, denkt sie.

»Du wirst sowieso sterben«, sagt Mina da ohne große Überleitungen. »Also warum nicht für die Wissenschaft?«

Sina sieht Mina an.

Der lange Schatten des Todes lässt sich nicht mehr aus dem Gesichtsfeld räumen. Der Tod hört nicht auf zu töten. Manchmal verzögert er nur das Ende, so wie hier im Krankenhaus. Mina hat das lange genug gesehen: Menschen, die schwebend im Zustand des Leides verharren, ohne Leben oder Linderung. Sich langsam auflösen, weniger und weniger werden wie Weintrauben, Falte um Falte verschwinden. Warum das Ganze? Fragt Mina sich. Es stimmt schon: Die Religionen brauchen den Tod, er ist ihre Daseinsberechtigung. Was aber, wenn er abgeschafft wird? Mina seufzt. Und mit einem Mal hat sie es klar vor sich: Sina muss sterben, damit der Tod aufhören kann.

Seit die Welt Welt ist, hat es immer eine Zeit zum Sterben gegeben. Was aber, wenn sich das jetzt ändert? Mina sieht Sina an, sie zittert am ganzen Körper, als erlitte sie einen Malariaanfall.

»Wir könnten die Menschheit von all ihren toten Gewichten befreien«, sagt Mina da.

»Hä?« fragt Sina.

»Den Tod von Innen abziehen und für die Wirtschaft einsetzen«, fährt Mina fort.

»Okay, und wie?« fragt Sina, die nicht recht weiß, was sie davon halten soll.

Da beugt Mina sich nach Vorne und wisperst leise:

»Indem du uns deine Haut für Experimente zur Verfügung stellst!«

Sina überlegt, sieht auf den ihr so fremden Leib herab.

Sie ist ein seltsam zusammen gefügter Körper, denkt Sina.

Knie, Arme, Beine, Herz. Sie ist gefangen darin bis zur letzten Zuckung.

Jeder, der sterben muss, trägt den Tod bereits in sich. So auch Sina. Sie kann also nichts falsch machen, denkt Mina und grinst.

Auch Sina ist von der Idee angetan. Nicht mehr lächeln, weil einem die Lippen fehlen, gestorben sein, denkt sie – eigentlich doch toll, oder?

Sina blickt auf und sieht Mina an.

»Deal«, sagt sie.

Mina sieht Sina an. Sie ist etwas anderes als ein normales Mädchen, sagt sie sich, als sie Sina betrachtet. Sie ist wie ein Stern, so als käme sie von einer anderen Welt. Mina denkt kurz an ihren eigenen Tod und fragt sich wann und wo er sich wohl ereignen wird. Dann nickt sie.

»Also«, sagt Mina, »fangen wir an.«

Epilog Mina: Letzte Spuren

Menschen aus sozial schwächeren Schichten auszubeuten hat eine lange Tradition und beginnt nicht erst mit dem Fall Sina. Auch wenn die wenigsten es wissen: Einige Zeit lang existierte der Beruf der »Abdecker«: Eine im oberdeutschen Sprachraum aufgekommene Form der Wasenmeister, bei denen es sich meist um weibliche Arbeitende handelte. Auch Lilja, die Putzfrau, die jetzt das Krankenhauszimmer betritt, in dem Sina gestorben ist, ist eine weibliche Person, die ausgebeutet wird. Doch zurück zu den Wasenmeistern: Jahrhundertlang war dies eine Berufsbezeichnung für Personen, die in einem bestimmten Bezirk für die Beseitigung von Tierkadavern und die Tierkörperverwertung zuständig waren. Aus der Verwertung ergaben sich Produkte wie Fette, Leim, Knochenmehl, Salmiak, Seife, Bleichmittel und Viehfutter. Wie bei vielen Berufen der damaligen Zeit wurde dieser meist in der Familie weitergegeben. Es galt, die Orte und Wohnsitze abgelegenen vom Ortskern, die als unrein galten, zu inspizieren. Doch diese Arbeiterinnen waren alles andere als bloß schmutzig: Sie besaßen viel Wissen, was den Körper- und Knochenbau der Tiere betraf. Weiters zeichneten sie sich im Gegensatz zu MedizinerInnen durch einen großen Hang zur Praxis auf; sie konnten die Tierkadaver aufschneiden und lernten dergestalt eine Menge über Anatomie. Daher kamen viele Menschen zu ihnen, die unter gesundheitlichen Problemen litten. Mit ihrem Wissen konnten die »Abdeckerinnen« manchmal helfen, gaben aber auch viele absurde Heilmethoden weiter.

Eine Spiegelung der Berufsgruppe der Wasenmeisterinnen findet sich zweifellos in einem der wichtigsten und tabuisiertesten Jobs unserer Zeit: der der »Pflegerinnen«: Sie kommen meist aus Ungarn, wechseln Windeln, kochen, halten Hand und schlafen kaum. Sie beuten sich selbst aus, pendeln zwischen den Welten, und halten das System am Laufen. Sie sind, ähnlich wie die tote Sina, die gerade von Mina bearbeitet wird, kaum mehr als »Menschenmüll«. Lilja hat von all dem keine Ahnung. Sie ist seit 20 Jahren nichts als Mutter und Putzfrau, aus Serbien ausgewandert, vom alkoholsüchtigen Mann verlassen, und sie betrachtet jetzt Sinas toten Körper, ein Stück Müll, das es zu entsorgen gilt.

Wie kann es sein, dass Menschen zu Müll werden? Dass jede Form von Leben, die nicht »optimiert« ist, automatisch ausgeklammert und von dem restlichen Bereich des Lebens getrennt wird? Wir verstehen es nicht. Doch wir begreifen: Das Experiment mit dem Alterungs-Gen ist schneller gescheitert, als wir dachten.

»Bitte putzen Sie jetzt mal alles weg«, sagt Mina in dem Moment zu Lilja, nachdem sie weitere Hautproben entnommen hat. Was wird wohl kommen, nach unserem Atem? Meint Mina, während sie die Eprouvetten in ihren Rucksack räumt. Dabei überlegt sie, ob sie heute mir Jörg Bitterkleid schlafen wird. Sex mit einem Mächtigen, mit einem, der die Fäden in der Hand hat, ist immer gut, denkt sie. Und dann: Wie auch immer, Konradi würde zufrieden sein!

»Ich putzen, ja!« sagt Lilja und nickt.

»Na dann, perfekt«, antwortet Mina und verlässt befriedigt das Krankenhaus.

Endnoten

- 1 Vgl.: Thomas Lemke: Biopolitik. Zur Einführung. Junius Verlag GmbH, Hamburg 2007, 9f.
- 2 Vgl.: Yuval Noah Harari: Homo deus. Eine Geschichte von Morgen. C.H. Beck – Verlag, München 2017, S. 477ff.
- 3 Vgl.: ebd.
- 4 Vgl.: Byung. Chan: Palliativgesellschaft. Berlin, Matthes & Seitz 2020.
- 5 Vgl.: Franziskus: Historia Animal, S. 776. In: Michael Rank: Tractat vom Kauen und Schmatzen der Todten in Gräbern, www.booksondemand.de
- 6 Vgl.: Gunther Reinhardt: Vampire. Reclam, Stuttgart 2018, S. 55.
- 7 Vgl.: ebd.
- 8 Vgl.: ebd.
- 9 Vgl.: ebd.

